



*Erste Auflage September 2023*

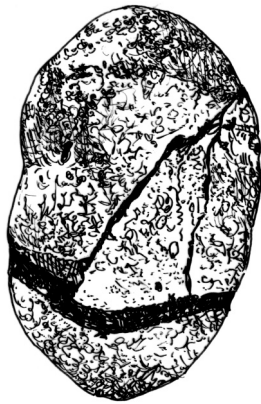
*500 Exemplare*

*ISBN: 978-3-9525718-2-8*

*Skyfood Verlag*

*Quartnerstrasse 7*

*8882 Unterterzen*





DANIEL AMBÜHL

# DAS LETZTE BILD

Band 1

Die Insel der Apokalypse

*mit Zeichnungen des Autors  
und Zitaten von Georg Paulmichl*



*Beim Reisen ist die Welt grösser  
als der eigene Wahnsinn.*

## MEISEN

*Zuerst bin ich nicht auf der Welt gewesen.  
Da bin ich mit den Mücken geflogen.*

### 1

Ein prächtiger Wintertag. Wolkenloser, blauer Himmel. Der Schnee ist schwer und granuliert. Während der Nacht war er hart gefroren, jetzt taut er da, wo es warm wird. Ich entscheide, zur Feier des Tages ein Feuer anzuzünden, draussen vor dem Wohnwagen, im Wald. An den Meisenködeln, die ich an Äste gehängt habe, herrscht Grossbetrieb. Kohlmeisen, Blaumeisen, Buchfinken, Kleiber, und ein schöner Buntspecht treffen sich da, am Boden Amseln, die das Heruntergefallene einsammeln und an den Äpfeln picken, die ich für sie hingelegt habe.

Als ich zu meinem Grill gehe, wo ich mit Kiefernästen Feuer mache, verschwindet die Vogelschar und zieht sich etwas zurück auf höhere Zweige, von wo sie beobachten, was ich tue. Bei einigen ist der Hunger grösser als die Furcht. Sie kommen zu baumelnden Knödeln, nur vier

Meter von mir entfernt. Wenn ich ruhig stehe, im Sonnenschein, der zwischen den Bäumen auf mich fällt, fühlen sich die Vögel in Sicherheit. Ein Blaumeiszen erscheint. Es setzt sich auf den Knödel, hält mich scharf im Blick. Nur der Hauch meines Atems ist sichtbar in Bewegung. Dann beginnt das Meiszen zu picken am Talg-Körner-Knödel. In kurzen Abständen hält es ein, schaut zu mir. Auf entfernteren Ästen warten andere Vögel. Wie sie die Rangordnung und Zugangsberechtigung unter sich vereinbart haben, ist nicht zu erkennen. Streit gibt es keinen.

Während das Essen brutzelt - eine grosse Aubergine, Zucchini und ein Pouletschlegel – setze ich mich an den Tisch unter dem Vordach und beobachte die Vögel, direkt vor mir. Der Rauch des Grills scheint sie nicht stören. Ob sie wissen, dass ich es war, der die Knödel für sie hingehängt hat? Vermutlich ist den Vögeln der Zusammenhang zwischen mir und ihrem Futter egal. Was würde es denn bedeuten, wenn ein fremdes Wesen ihnen Futter anbietet? Ist es eine Gabe der Natur? Ein Köder, weil man Vögel isst? Ein Versuch, das Federvolk zur Überbrückung von Langeweile zu benutzen? Entsorgung von Speisemüll? Will man sie mit diesem Geschenk vergiften, vertreiben, ausrotten? Oder ist der Bärtige da der Vogelgott. Was kümmert der sich um Vögel? Was will er von uns? Hat er das

Gefühl, wir Vögel können uns nicht selber ernähren?  
Warum legt er nicht sein Poulet hin für die Füchse?

Wenn ich eine Blaumeise wäre, würde ich es wahrscheinlich ziemlich genau gleich machen, wie die da vor mir. Vorsicht da, wo es etwas gratis gibt, ohne Arbeit, ohne Anstrengung und scheinbar ohne Risiko. Ich bin auch so ein Misstrauling. Natur ist Geschäft. Man gibt Nektar für Bestäubung, Kirschen für die Verbreitung der Kerne. Die Natur produziert Überfluss mit Berechnung. Was also bedeuten die Meisenknödel? Wo ist der Deal?

## 2

Die Meise muss mir nicht vertrauen: Wir kennen uns nur flüchtig. Ausserdem kann ich noch nicht mal zwei Blaumeisen voneinander unterscheiden. Ich sitze nur da an einem Tisch unter dem Vordach vor dem Wohnwagen, im Wald, im Schnee, und schaue zu. Die Meise muss nicht glauben, dass ich ein Guter und Wohlwollender, Grosszügiger bin, aus welchen Gründen auch immer. Die Meise muss sich selber vertrauen, dass sie die aktuelle Lage richtig einschätzt, die richtige Balance hat zwischen Mut und Vorsicht. Deshalb braucht die Natur keinen Gott, keinen Schöpfer und keinen Ernährer. Das Vertrauen einer Blume in die Bewältigung ihres Schicksals ist in ihr drin.

Sonst wäre sie nicht so schön, wären Bäume nicht so stark und tröstlich für uns Menschen. Schaut die Vögel: Es ist eine bescheidene Würde in ihrer eleganten Vorsicht und ihrem klugen Misstrauen, kein bisschen Angst, keine Feindschaft, alles pure Tapferkeit, wenn es zuletzt darauf ankommt, in den letzten Dingen, den letzten Stunden, im Jetzt nämlich, auf sich selber zu zählen und der eigenen Wahrnehmung zu vertrauen.

Ob Vögel denken? Warum nicht? Das Einzige, was wir mit einiger Bestimmtheit von uns selber sagen können, ist, dass ich ich bin und du du, wir denken, wenn wir wach sind, und träumen im Schlaf. Weshalb sollen dies andere Lebewesen nicht auch? Wie kommen wir dazu zu meinen, dass nur Menschen intelligent, kreativ und daher die Krone der Schöpfung sind? Ist es nicht eine eitle und stachelige Krone der Überheblichkeit, die wir da tragen, indem wir anderen lebendigen Geschöpfen eine individuelle Selbstbestimmungsautonomie absprechen und uns selber als Überkreaturen der Natur aufspielen. Diese Anmassung fusst doch darin, dass wir andere für dumm und minderwertig halten: Florfliegen, Ameisen, Silberfischchen, Hüpferlinge, Amöben, Spatzen, Rotkehlchen, Regenwürmer, Bachflohkrebse, Kammolche, Zecken, Birkenwirrlinge, Schmetterlingsporlinge und Spitzkegelige Kahlköpfe. Ich vermute,

dass Tiere, Pflanzen und Pilze merken, wie wir drauf sind. Und vielleicht merken es sogar Steine und Berge, Flüsse, Sterne, Planeten, Täler und Häuser, in denen wir wohnen.

### 3

Haben nicht viele Menschen, die wir hoch achten, etwas Tierisches? Ich meine, im besten Sinne tierisch: Treu zu sich, verlässlich, bei sich, unverbeugbar. Ganz. Würdig. In sich ruhend. Ich denke, dass ich zu meinen Waldvögeln sprechen sollte und diese bitten sollte, in meiner Abwesenheit auf meinen Wohnwagen aufzupassen. Ihnen würde ich es jedenfalls zutrauen. Sie kennen jeden Ast hier, jeden Plastikstuhl, jeden Fahrweg, alle anderen Campinggefährte und deren Bewohner, die Verstecke unter den Vorzelten, die IKEA-Kästchen mit den Spaghettis und Nudeln, deren Zellophanverpackungen die Mäuse bereits geöffnet haben, und wo überall Vogelhäuser montiert sind. Vögel haben hier auf dem Campingplatz den optimalen Überblick. Wenn überhaupt, kann man nur ihnen trauen im Winter, im Sommer noch den Siebenschläfern, Haselmäusen, Waldmäusen, Libellen, Kröten und den Schlangen, die jetzt schlafen. Und, wenn meine Nachbarin Kathrin da ist, die für mich Socken strickt, kann man ihr vertrauen und Cesi, ihrem struppigen Hündchen.



## PLAKATE

*Die Schweiz ist ein Land  
das zwischen Österreich grenzt.  
Sie ist von Bergen überfüllt,  
und siehet nicht weit herum.*

Um 5.45 Uhr rufe ich Hossam an. Er möchte jeweils im Voraus kontaktiert werden, um sicher zu sein, dass alles klappt. Um 6.15 Uhr holt er mich mit seinem Taxi auf dem nachtschlafenen Waldcampingplatz in Landquart ab. Hossam hat seit fünf Uhr früh gearbeitet. Ich offenbare ihm, dass ich auf die griechische Insel Patmos reise. Für zwei Wochen. „Nur mit dem Rucksack?“, fragt er ungläubig. „Ja.“ antworte ich: „Ich habe mir angewöhnt, so wenig wie möglich mitzunehmen. Das ist billiger, unangestrengter, idiotensicherer am Flughafen, kein Check-In, und kein Geschleppe von Koffern.“ Der Muezzin ruft. Hossam hat im Auto sein Radio eingestellt auf einer Frequenz mit Gebetsrufen. Vom Tagesbeginn sieht man noch nichts, wegen den hohen Bergen ringsum. Er wünscht mir gutes Gelingen. Insch Allah.

Über zwei Treppen steige ich in die Unterwelt unter den Schienensträngen hinab. Ich muss durch diese Passarelle zum Gleis Drei. Im menschenleeren Betonschlauch der Bahnstufenunterführung ist ein Plakatkleber damit beschäftigt, alte Werbung zu entfernen. Es ist ein junger Mann mit krausem Haar in leuchtend orangem Tenu. Mit einer Art Messer, oder Spachtel, löst er die dicke Papierschicht vom Rand her. Dann reisst er mit Gewalt die steife Papierhaut von der Fläche, so wie man einem Tier das Fell abzieht. Links und rechts, entlang den Wänden des Tunnels, liegen unter jeder der zwölf gehäuteten B12-Plakatstellen, Berge der zerrissenen Bilder auf dem Boden. Sie sehen aus wie Kleiderhaufen. Auf der Bildfläche der gehäuteten Werberahmen haftet nur noch die unterste, aufgeklebte, weisse Zelluloseschicht. Vereinzelt sind Spuren früherer Werbebotschaften zurück geblieben, kryptische Schnipsel des Entfernten. Man wähnt sich in einer postmodernen Kunst-Ausstellung. Sakrale Ruhe und Stille hat sich in die Passarelle gelegt, als ob es auf die Affichen von gestern geschneit hätte.

Vor einem der Kunstwerke bleibe ich stehen. Die übereinander geklebten Botschaften sind streifig abgeschränkt. Schmerz, Brutalität und Aggressivität der Auslöschung sind sichtbar. Der Geruch von saurem Eisenrost, feuchten Eichenschwellen und Urin mischt sich hinein und die abge-

standene Luft einer Katakombe. Gepäck-Schliessfächer liegen wie Grabnischen zwischen den ausradierten Plakatlflächen. Der Arbeiter in seiner orangen Leuchtuniform tut kraftvoll und zielstrebig seine Arbeit. Ratsch! Man hört das Schreien der Plakatpapiere, die abgelöst werden. Schicht für Schicht. Zuletzt erscheinen faserige Zelluloseflächen und brüchig verharzte Klebreste des ersten Papiers, das sich sterbend an der aufgerauhten, metallenen Unterlage festkrallt.

6.45 Uhr. Interregio 25 nach Zürich. Der Zug ist gut besetzt, darin Männer in Schwarz, in ihre Handies versunken. Draussen klebt Gewölk in den Bergzacken der Kurfirsten. Die Bäche schäumen. Es hat nach langer Trockenzeit wieder geregnet. Die St. Georgs Kapelle in Berschis ist von schwadigem Nebel verhüllt. Sie steht am Talesrand auf der Spitze eines Felszahns, wo sich früher ein römischer Meldeturm erhob und zuvor eine bronzezeitliche Fluchtburg.

Warum muss man überall Kirchen hinbauen? Weil es Kraftorte sind, sagt man. Warum sind Kraftorte immer nur da, wo andere schon etwas hingebaut haben? Gibt es keine neuen Plätze für neuen Glauben? Immer nur Schichten übereinander, deren oberste auf die Apokalypse wartet, auf den Mann im leuchtorange Arbeitsdress?

Mir kommen Strandszenen in den Sinn, wenn Touristen frühmorgens die bestgelegenen Liegestühle an der Beach mit Badetüchern besetzen, obschon die Reservierenden die Sonne nicht ertragen, nicht schwimmen können, Sand hassen, Meerwasser, in das die ganze Menschheit pinkelt und kackt, unhygienisch finden und deshalb eigentlich auch gar nicht sonnenbaden wollen. Aber wenn man nicht bei Zeiten zum Strand kommt, dann siegt ein anderer. Wer bei diesem Spiel mitmacht, kann nur gewinnen, dass man den Sieg der anderen vereitelt. Das reicht für gewöhnlich in den Ferien als Befriedigung.

Mit Kirchen verhält es sich ähnlich wie mit Plakaten und Liegestühlen. Kommt hinzu, dass man bei deren Bau gratis herumliegende Steine nutzen will, also Faulheit. Wenn man es genau nimmt, sind Narrative der neu überklebten und besetzten Flächen meist gar nicht verschieden von den vorangegangenen. Man hat die angeblich neue Message bloss hastig irgendwo zusammengeklaut und zusammengebastelt aus früheren Geschichten, wie man auch die Steine der alten Gebäude, die man abgerissen hat, wieder in seine eigenen Wändchen mörtelt, weil man es nicht erträgt, neben dem Alten zu stehen und es nicht aushalten will, mit dem Vorherigen verglichen zu werden. Erinnerung werden gelöscht, indem man sich mit seinem dürftigen, opaken,

bunten Werbekleidchen achtlos über Früheres kleistert, der Herkunft keinen Respekt zollt.

Ankunft um neun Uhr auf dem Flughafen Zürich-Kloten. Der orthodoxe Jude mit seinem hohen Hut ist von weitem erkennbar. Strenge Muslims auch. Und Christen? Vor drei Tagen habe ich Matthias, einem Freund von mir, der gerade mit seinem Gleitschirm von einem Bündner Berg zu Tal gesegelt war und mich danach auf dem Waldcampingplatz besucht hatte, erzählt, wie ich überall mit meinen selbstgefertigten Impfpässen und PCR-Tests die Welt bereise. Er antwortete, halb bedauernd, halb entschuldigend: "Ja, du kannst das machen. Mit deinem Bart und deinem Hut. So auffällig. Man sieht, dass Du etwas Besonderes bist. Aber bei mir? In meiner dunkelblauen Uniform eines Bankers? Mit Krawatte und dem hübschen Haarschnitt. Mir glauben sie das doch nicht." Ich vermutete, dass er statt Besonderes eigentlich Sonderling sagen wollte, was mir angenehmer gewesen wäre.

Vor zwei Jahren kam ich auf dem Flughafen Athen durch das Gepäckscreening und hatte meinen roten, randlosen Brokathut aufgesetzt gelassen. Als ich ohne Gepiepe durch den Torbogen des Metalldetektors geschritten war, erwartete mich auf der Ausgangsseite ein uniformier-

ter Mann. Er schaute fragend auf meine aussergewöhnliche Kappe. Ich reagierte nicht. Blieb ruhig stehen. Schaute zurück. Wortlos. Drei Sekunden lang. Ich wusste, dass er gleich verlangen würde, den Hut abzunehmen. Ich tat nichts dergleichen, schaute ihn nur mit leicht hochgezogenen Brauen erwartungsvoll an. Zu meinem Erstaunen war der Polizist verunsichert und fragte in gebrochenem Englisch, ob ich diesen Hut aus religiösen Gründen trüge. Ich fand dies eine gute Idee, nickte und sagte: "Yes!" Er winkte mich durch. Da hatte ich wieder etwas gelernt. Erstens hatten sie hier offenbar schon allerlei Ärger mit Hutträgern und zweitens: Lass dir Zeit. Kein vorseilender Gehorsam. Vielleicht werden Lösungen von denen unterbreitet, die das Problem verursachen.



## RITA

*Der Herbst ist ein knurriger Mann.  
Er bläst die Blumen an  
und bringt sie zum Beben.*

Meine Schwester Ursula lebt seit dem Tod ihres Ehemannes allein in einer neu gebauten, hellen und modernen Wohnung am Zürichsee. Als ich kürzlich bei ihr zu Besuch bin, kommen wir auf mein Buch 'Die Schiffswürmer' zu sprechen und sie sagt: „Deine Rede an die Steine hat mich sehr berührt.“ Wir schauen uns eine Weile an. Sie hat eine Träne im Auge. Kira, die Bordercollie-Hündin tänzelt, zum Spielen aufgelegt, zwischen uns hin und her.

Ursula geht wortlos zu einem antiken Wandschrank im Wohnzimmer, öffnet ihn und nimmt vom Huttablar ein Objekt, das sie mir sorgsam in die Hand legt. Es ist ein Stein. Ein weich abgeschliffener, warmer Handschmeichler, ein aussergewöhnlich bunt gezeichneter, geheimnisvoller, walnussgrosser Kiesel. „Von der Lampi Beach in Patmos“, erklärt meine Schwester ehrfürchtig, als sei er ein Kronjuwel von der Schatzinsel, als sei der geheimnisvolle Stein ein zerbrechliches, zartes Lebewesen.

Lampi Beach, die abgelegene und einsame Bucht im Norden der heiligen, griechischen Dodekanesen Insel Patmos, ist weltberühmt für ihre exotischen Rundkiesel, die hundert Augen haben, in allen Farben leuchten, mit tausend Ohren, Mündern und Nasen. Ein ganzer Strand von sinnlichem Geröll.

Ursula erzählt, während wir den geheimnisvollen Stein betrachten, von Rita, ihrer besten Jugendfreundin, und von Nikos, deren griechischem Mann. Mit Rita hat Ursula viele Jahre in Zürich als Arztgehilfin gearbeitet. Rita ist später aus der Schweiz ausgewandert. Sie ist nach Patmos gezogen, wegen Nikos, oder Nico, wie sie ihn nannte, und in den sie sich verliebt hatte. Die beiden lebten mehr schlecht als recht vom Tourismus auf der heiligen Insel, wo Johannes der Theologe um 90 nach Christus, in einer Höhle, die Apokalypse, das letzte Buch der Bibel, geschrieben hatte.

Rita arbeitete als Buschauffeurin, Reiseführerin und Babysitterin. Nico, der in Patmos geboren wurde, besass ein Boot für Ausflüge, das im Sommer im Hafen von Skala nach Passagieren fischte. Rita lernte griechisch. Sie hatte einen schweren Stand gegen die Konkurrenz der Einheimischen. Aufreibende Revierkämpfe. Rita war aktiv, energisch, streitbar. Nico eher defensiv, schüchtern, eine Fischerseele, herzensgut, geschäftig und treu. Sie wohnten in einem kleinen Haus, hatten keine Kinder. Rita besass einen

hellblauen Roller. Ich kann mich an sie schleierhaft erinnern, aus meiner Jugendzeit, als Ursula und ich noch bei unseren Eltern in Zürich-Höngg wohnten. Da kam Rita manchmal zu Besuch, eine quirilige, schon damals korpulente Frau, spitzbübisch, kraushaarig, lustig, selbstbewusst. Vor Jahren hat Ursula Rita besucht auf Patmos. Von dieser Reise stammt der Stein, den ich staunende in der Hand halte.

Vor sechs Jahren erlitt Rita einen Herzinfarkt. Man reagierte zu spät. Bis heute gibt es kein Spital in Patmos, nur einen Helikopterlandeplatz. Man hatte kein Geld für einen Spitalbesuch auf einer Nachbarsinsel. Zögern. Aussitzen. Es kommt schon gut. Als sich Ritas Gesundheitszustand verschlechterte, flog man sie nach Piräus. Dort starb sie. Beerdigt ist sie auf dem Friedhof von Skala. Nach drei bis fünf Jahren werden die Gräber geöffnet. Ritas Knochen liegen jetzt fast zu oberst auf einem Haufen, im schneeweissen Gebeinhaus, an der Friedhofsmauer.

Ursula zeigt mir eine bunte Prospektbroschüre. Es ist ein Touristenführer von Patmos, den wir Seite für Seite durchblättern. Rita hat darin eigenhändig kleine Post-it Zettelchen mit persönlichen Anmerkungen zu Details der Fotos eingeklebt. Auf einem Bild ist das Schiff von Nico

angekreuzt, die Mosca; auf einem anderen das winzige Haus markiert, am Abhang bei Kambos, wo Nico und Rita wohnten, Freundinnen und Nachbarinnen, die auf Sehenswürdigkeiten mitfotografiert wurden, die Bäume, unter denen Rita mit Kindern sass, die sie babysittete. Kurze Hinweise hat Rita mit Bleistift in ihrer rundlich geschwungenen Frauenschnurschrift geschrieben:

„Das soll das Altersheim sein. Bis heute bin ich nicht sicher!“

„Hier wohnt Sousala und Giorgio.“

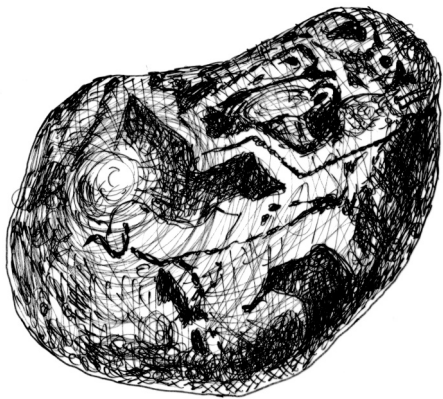
„Hier wohnt unsere 1. Vermieterin mit ca. 50 Katzen und ca. 1 Billion Fliegen!“

„Die Kirche Ag. Nicolaos, wo am 6.12. alle Schiffler kommen, da der heilige Nicolaus Beschützer der Seefahrer ist.“

„Der Steinbruch! Da hat mein Schwiegervater 25 Jahre lang gearbeitet. Und Nico von ca. 11-13 Jahren auch.“

„Und hier in Diacofti steht das Boot im Winter.“

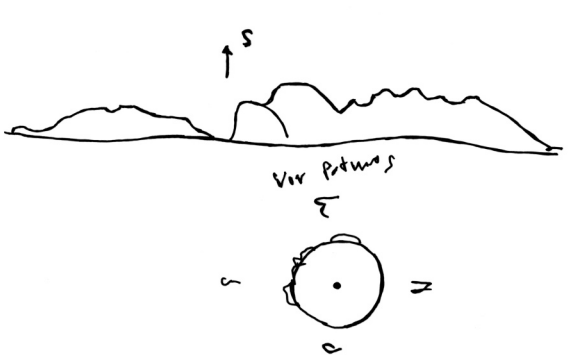




## WO IST PATMOS?

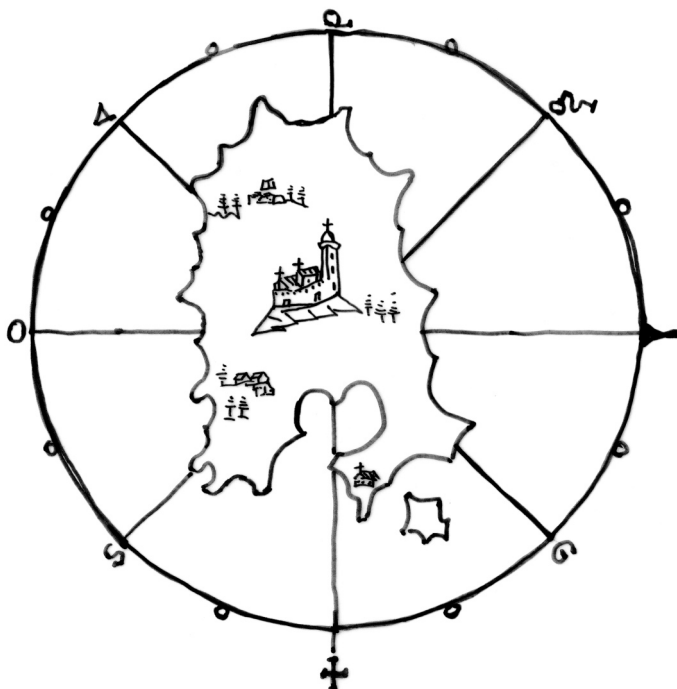
*Still bis zum Erbarmen erheben sich die Planeten.  
Keine Seele schweift von Nah und Fern.*

Seefahrt in der griechischen Ägäis, ohne Karten, ohne GPS, ohne Satellitenbilder, ohne Googlemaps, ohne Funkkontakt und ohne Leuchttürme ist eine unvorstellbare Gedächtnisleistung. Bei Sichtkontakt ist Orientierung einigermaßen machbar, weil man Silhouetten der Inseln am Horizont sieht und man sich solche Linien einprägen und sie lesen kann wie ein Schrift, wenn man ihre Sprache versteht. In der Nacht leuchten Sternbilder und Planeten. Das sagt man so locker. Ich habe auf der Überfahrt mit dem Schiff an Deck der Expressfähre von Rhodos nach Patmos folgende Skizze angefertigt.

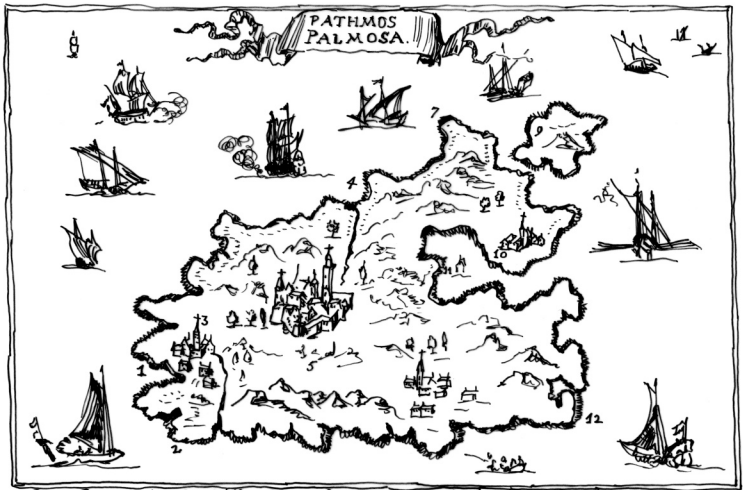


Das Runde ist der Horizont. Der Punkt das Schiff. Die Beulen ausserhalb des Kreises sind die Erhebungen der Inseln, die man an einem bestimmten Ort in der Ägäis sieht. Das ist in etwa der Blickwinkel von Kapitänen vor 4000 Jahren, als die Schifffahrt über das Mittelmeer und durch die labyrinthische Inselwelt der Ägäis aufkam. Man konnte Himmelsrichtungen, konnte sie mit Hilfe von Sternbildern und des Sonnenstandes bestimmen. Ungefähr. Man fuhr auf Sicht. Kapitäne orientierten sich an Silhouetten, an auffälligen Bergzacken der Inseln, an markanten Gebäuden, Bäumen, an Tempeln auf erhöhten Stellen, am Rauch von Opferfeuern, oder in Ufernähe an Siedlungen, Höhlen, Türmen. Aus antiker Zeit sind keine Karten bekannt. Alles was zur Orientierung notwendig war, musste im Gedächtnis der Seeleute gespeichert sein. Sicher hatten Schiffe in schwierig navigierbaren Gebieten Lotsen an Bord, die Details einer Meereszone und die passierbaren Seerouten konnten. Es waren Profis, die Händler sicher von einem Hafen zu einem anderen brachten, zum Beispiel von Rhodos nach Patmos. Der Lotse hätte vor 3000 Jahren anhand des Horizontbildes, das ich hier abgebildet habe, sofort erkannt, dass sich sein Schiff genau zwischen Lipsi und Leros befindet, und dass die Fahrt nach Patmos zum Punkt S gehen muss, was nicht, wie ich falsch gezeichnet habe, Süden ist, sondern Norden. Kann passieren.

Anstelle von Karten gab es früher sogenannte Periplus, das griechische Wort für Segelanweisungen. Es sind Abfolgen und Aufzählungen von Landmarken, Untiefen, Sandbänken, Riffen, Anlegestellen, Städten und Besonderheiten entlang von vielbefahrenen Routen. Daraus entstanden ab dem 13. Jahrhundert die portugiesisch 'Portolans' genannten Pläne von Küstenstrichen mit verzeichneten Gefahren und Strömungen und Hafenanlagen.



Wir müssen annehmen, dass Kapitäne in der Antike keine Karten bei sich hatten. Bücher gab es nicht, höchstens Schriftrollen, die, falls man lesen konnte, auswendig gelernt und durch Initiation weiter gegeben wurden. Ein alter, erfahrener Lotse weihte einen Jungen ein, indem er ein paar Mal die Fahrten begleitete. Nach 1500 beginnt die eigentliche Kartographie, nicht aber nur als Hilfsmittel für Kapitäne, sondern vor allem zur Dokumentation von Besitzansprüchen, Handelsposten und für Verträge.

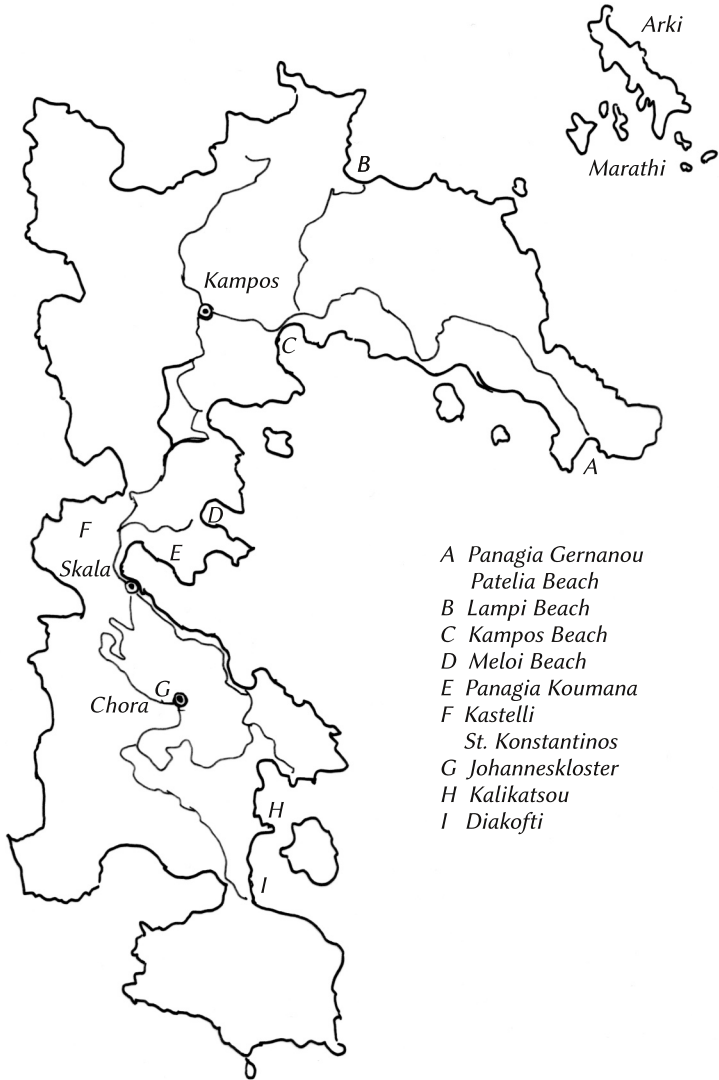


Inselformen in alten Atlanten sind mehr oder weniger zufällig. Man hat sie ja noch nie von oben gesehen. Oben: Französische Karte, 18. Jahrhundert. Bei Patmos ist die tiefe Einbuchtung des Hafens von Skala markant. Neben dem Kloster ist auch der Sitz der Panagia von Koumana eingezeichnet. Auf obigem Bild heisst sie S. Marie (Nummer 10). Palmosa wird Patmos genannt, weil da offenbar Palmen wuchsen, die der Artemis heiligen Bäume. Auch das Bild links aus dem 16. Jh. deutet Bewaldung an, allerdings nicht mit Palmen, eher mit Kiefern.

PATHMVΣ

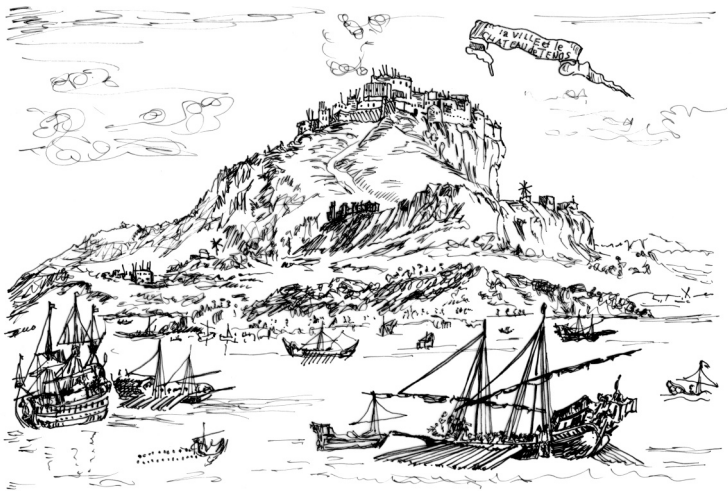


Annäherungsversuch einer italienischen Karte von Patmos aus dem 17. Jahrhundert. S. Maria ist ein Hinweis, dass mit Porto Domitiano Skala gemeint ist. Viel Wald, auch Palmen, im Süden. So kartiert der Mensch seine Welt aus dem Gedächtnis.



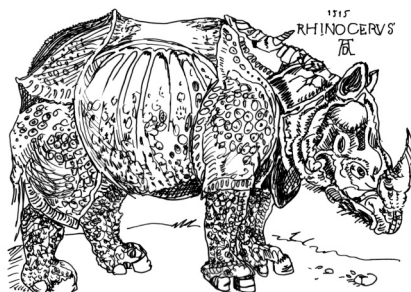
*Flächentreue Vermessungs-Karte von Patmos aus dem Jahre 2022.*

Vor 4000 Jahren war es normal, dass man nicht wusste, wo man ist, sobald man eine Siedlung verliess. Und zwar am Land, wie auch auf dem Meer. Es gab in unserem Sinne keine Strassen. Wege waren nicht viel anders als niedergetrampelte Spuren in der heutigen Savanne des Kongo. Man konnte sich verirren und im Dickicht und Gestrüpp der Wälder verkommen. Der Himmel mit seinen Gestirnen war die einzige vertraute und verlässliche Orientierung, das Lesen des Firmamentes Alltagswissen, das uns heute vollständig abhanden gekommen ist. Versuchen sie einmal vom thurgauischen Tobel aus mithilfe der Sterne die Autobahnausfahrt nach Bümpliz zu finden.



*Verwechslungen von Inseln und Namen waren an der Tagesordnung. Hier soll Tenos zu sehen sein, vermutlich ist aber Patmos gemeint. Wer war schon mal selber da, um zu behaupten, das Bild stimme nicht?*

Die Karten von Patmos, die ich ihnen hier in handgezeichneten Kopien wiedergebe, illustrieren unbeholfene Versuche, eine Insel abzubilden, die man noch nie von oben gesehen hat. Patmos war damals eine Insel, auf denen der Kartenzeichner vielleicht selber noch nie war. Er musste sich einen Reim machen aus Skizzen und Erzählungen von Schiff sleuten, oder im Falle von Patmos, aus Schilderungen von Pilgern, die das Kloster besucht hatten. Dabei gab es Verwechslungen von Inseln, von Gebäuden, viel Fantasie und Dazugedichtetes, oder Weggelassenes. Ein typischen Beispiel für Abbildungen von Dingen, die man nicht selber gesehen hat, ist die berühmte Illustration eines Panzernashorns von Albrecht Dürer, die eigentlich recht gut gelungen ist. Sie demonstriert die Präzision authentischer Sprache. Aber auch die unverfälschte Einbildungskraft wohlwollender Zuhörer. Dürer wäre ein guter Zeichner von Polizei-Fahndungsbildern gewesen.



*Albrecht Dürers Panzernashorn von 1515. Das Rückenhorn ist eine Zudichtung, die noch Jahrhunderte lang fleissig kopiert wurde.*

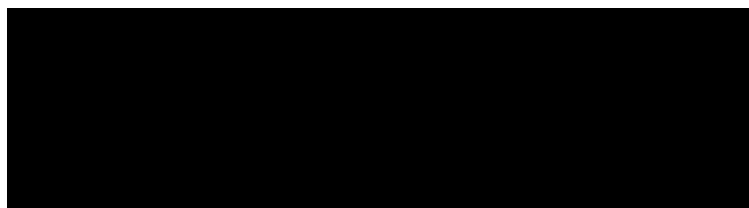
Es ist ein Irrtum, zu meinen, dass ein Kapitän übers Meer fährt. Wir haben dann noch nicht recht verstanden, was Kapitän meint. Wir müssen zu gunsten der Sache sehr pingelig und genau sein. Der Kapitän fährt zu aller erst über sein eigenes Meer, das er in sich gebildet hat. Es ist das Meer, das er kennt, das in ihm da ist, selbst dann wenn draussen alles Nebel und Grau in Grau und der Himmel bedeckt ist, wenn weder Sonne noch Mond zu sehen sind. In der Finsternis. Im Sturm. Dann fährt der Kapitän vertrauensvoll auf seiner Innenwelt übers Meer.

Die Innenwelt gibt uns Vertrauen, zu wissen, wo wir sind. Selbst dann, wenn das Äussere widerspricht, kann der Kapitän, mit seiner durch Vertrauen und Erfahrung gefestigten Innenwelt, bei sich bleiben. Souverän. Überlegen. Darüber stehend. Selbst dann, wenn im Äusseren nicht fest zu machen ist, wo er sich gerade befindet.

Wir Alltagskapitäne vertrauen genau so darauf, dass unsere Innenwelt und Aussenwelt zueinander treu sind. Wenn diese lebendige Ureinheit zwischen Seele und Welt zerbrochen wird, dann ist die grosse Desorientierung da. Dann sind wir im Elend.

Ich würde mir beispielsweise zutrauen, mit verbundenen Augen aus meinem Wohnwagen in Landquart zur Toilettenanlage zu tappern und wieder zurück. Dabei ginge ich sozusagen meine innere Kopie der Welt und des Weges

ab, den ich bisher erfahren habe. Ich weiss mit verbundenen Augen ungefähr wo und in welcher Distanz was zu erwarten ist, wenn ich einen Weg, wie den zur Toilette, schon viele Male wach gegangen bin. Es kann nicht sein, dass Dinge, die als Abbild der sinnlich erfahrenen Aussenwelt in meiner Innenwelt da sind, plötzlich verschwinden. Es ist unmöglich dass ich meinen Wohnwagen verlasse und draussen nichts mehr ist, kein Weg, keine Bäume, kein Laub, das raschelt, keine anderen Wohnwagen, kein Eingang zur Toilettenanlage, oder ich beim Verlassen des Wohnwagens unmittelbar in einen Fluss falle, obwohl zuvor nie einer da war. Das kann nicht sein. Zum Urvertrauen des Menschen gehört, dass sein inneres Erfahrungsbild der Welt mit dem Äusseren kongruent ist.



*Der Weg vom Wohnwagen (rechts) zur Toilettenanlage (links). Wer den Weg am Tag gesehen hat (oben), kennt ihn auch in der Nacht (unten), blindlings.*

Vertrauen ist fragil, gefährlich und verletzlich. Unser Urvertrauen kann missbraucht werden. Von Medien ganz gezielt. Sie generieren künstliche, erfundene Weltbilder, die gar nicht der äusseren Weltwirklichkeit entsprechen. Der Medienkonsument, der keine eigene Welterfahrung besitzt, weil man ihn absondert und aussperrt von der wirklichen Welt, ihn einsperrt in virtuelle Räume, muss dann gezwungenermassen seine Innenwelt kongruent zu künstlichen Narrativen umbiegen, die ihm eingetrichtert werden. Solches Dasein funktioniert einigermassen reibungslos und unauffällig, solange der medial Umhüllte das Gefängnis seiner konstruierten Welt nicht verlässt. Tritt er aber hinaus in seine wirkliche Erfahrungswelt, dann ist er erstaunt und erschreckt. Er wundert sich, warum sein Innenbild nicht kongruent ist mit der tatsächlichen, sinnlich erlebten Realität. Er ist verunsichert, hilflos, hat Angst. Und verfällt dem Aberglauben.

*“Fear is the main source of superstition,  
and one of the main sources of cruelty.  
To conquer fear is the beginning of wisdom.”*

*Betrand Russel*

Propagandistische Mächte von Deutungshoheit werden einem Orientierungslosen sagen: Deine Innenwelt hat recht. Diese Welt, die du da draussen erlebst, ist eine Täu-

schung. Deine Sinne täuschen dich. Das ist nicht die richtige Welt. Die richtige ist die, die du von uns kennst, von unseren Narrativen, religiösen, politischen, finanzwirtschaftlichen, Games. Der gemeinsame Nenner aller Narrative lautet im Grunde so: Du musst versuchen, die äussere Welt so zu machen, dass sie zu unseren Narrativen passt. Das ist Ideologie, Verbiegung, Irrsinn, Vergewaltigung. Ideologen wollen die Welt nicht als das gelten lassen, was sie ist. Sie wollen sich die Welt aneignen. Mit gezielter Desorientierung.

Menschen haben ein fabelhaftes, natürliches Orientierungsvermögen. Tiere auch. Der Hund wurde so früh, schon in der vorlandwirtschaftlichen Jäger-Sammlerkultur, zum unbeirrbarsten Partner des Menschen, weil er immer zurück findet, nach Hause, selbst dann, wenn sich sein Menschenpartner im Wald verirrt. Aber klar: Man findet meist nur Wege, die man kennt; solche, die man schon gegangen ist. Andernfalls ist man angewiesen auf vertrauenswürdige loten, Auskunftspersonen, Geschichten, Schatzkarten, Lieder und Gedichten. Narrative wurden in prähistorischer Zeit gereimt, damit Inhalte leicht erinnerbar und unverfälscht erhalten bleiben. Wegbeschreibungen wurden durch Poesie, Melodien und Rhythmen gefestigt, im Gegensatz zum veränderlichen Geplapper des prosaischen Redens. Aber auch die Odyssee ist ein Narrativ.

Wenn ich reise, trage ich heute kein Handy mehr auf mir. Ganz bewusst verzichte ich seit Beginn der Coronakrise darauf. Um mein Hotel in Patmos zu finden, habe ich kurz nachgeschaut auf Google Maps. Da sieht man sofort: Vom Pier geht es die Hauptstrasse entlang nach Chora, ungefähr zweihundert Meter. Links. Für eine solche Wegbeschreibung brauche ich nicht mal ein Bild oder eine Zeichnung. "Hauptstrasse nach Chora links" kann sich jeder merken. Im Moment, wo ich das Bild sehe auf Google maps, habe ich schon eine Kopie abgelegt in meinem Gedächtnis. Ich muss mich nur daran erinnern können, wenn ich in Skala ankomme. Je mehr ich von Erinnerung abhängen, desto fester und sicherer prägen sich mir wichtige Dinge ein. So funktioniert Natur. Oder mit Hippokrates (460 - 370 vor Christus):

*Das, was benutzt wird, entwickelt sich.*

*Das was nicht benutzt wird, verkümmert.*

Diese Erkenntnis kann erklären, weshalb seit Erfindung der Schrift das Hirnvolumen des modernen "zivilisierten" Menschen abnimmt. Er hat grosse Teile seines orientierenden Gedächtnisses ausgelagert an Apps und Maps. Orientierung on demand. Das ist lebensgefährlich und typisch

für die gegenwärtige, sehr verletzlich Autonomie des Menschen. Er ist App-gesteuert, weitgehend entmündigt von eigener Erfahrung, umzingelt von Propaganda und Geschichtsvergessenheit, immer brutaler gefesselt von externer, zweckmässig und absichtsvoll zurechtgebogener Orientierungshilfe. Man wird vergewaltigt und dazu dressiert, sein Vertrauen zu bauen auf das Gehen an geistigen Krücken, die mutwillig manipuliert sind.



*Der biblische Schöpfergott im vatikanischen Auftragsbild von Michelangelo an der Decke der Sixtinischen Kapelle. Dinge, die noch nie jemand gesehen hat, werden in Bildern zu physischen Gegenständen und erhalten von ihnen eine Realität, die unwiderlegbar ist.*

## ANKUNFT

*Den Gästen wird ein reichhaltiges  
Kulturabkommen serviert.*

Meine Reise nach Patmos verläuft über Athen, nach Piräus und mit der Bluestar Fähre zu den Dodekanesen Inseln der Ägäis. Ankunft ist um drei Uhr nachts, bei Nieselregen. Ich habe ein Hotel gebucht, das in Hafennähe im Hauptort Skala liegt. Die Villa Zacharo. Sie liegt direkt an der Hauptstrasse hinauf nach Chora und Johanneskloster. Es sind nur zweihundert Schritte. Die Türe zur Reception ist offen. Licht brennt. Zehn Minuten später kommt der Direktor, ein älterer, freundlicher Grieche, der sich als Jakovos vorstellt. Hinter ihm gehen drei Touristinnen mit Rollkoffern, die er an der Hafennole in Empfang genommen hatte. Eine Chinesin fragt mich, wie ich alleine den Weg gefunden habe ins Hotel.

Ich erwache aus meinem Nachmittagsschlaf sehr spät, um 19.45 Uhr, als gerade die Sonne im Westen untergeht. Ich will einen Kaffee machen und verlasse mein Zimmer im ersten Stock der Villa, einem familiären Haus mit zwölf Zimmern, um in der Nähe der Reception Kaffee, Milchpulver

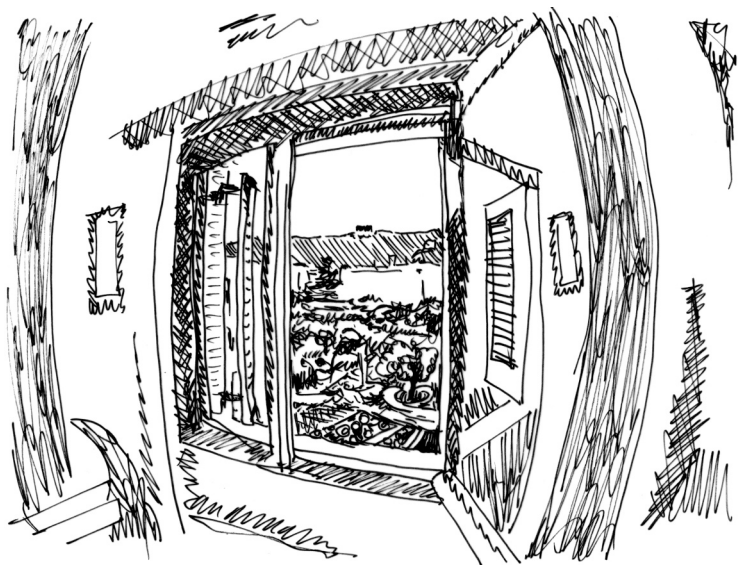
und Zucker in eine Tasse zu geben. Dann öffne ich den Hahn mit dem heissen Wasser, aber es kommt nichts raus. Eine Lampe geht an: "Heating". Also warte ich ein Weilchen. Die Chinesin von heute früh betritt durch die Glastüre die kleine Lobby. Sie hat in einer Plastiktüte Takeaway Essen mitgebracht und fragt nach einem Mikrowellenherd zum Aufwärmen ihres Abendbrot. Sie berichtet erschöpft, dass sie ihr heutiges Programm erfolgreich absolviert habe, was wohl heisst: Höhle der Apokalypse und Johanneskloster. Morgen fahre sie mit dem zweiten Schiff um Mitternacht zurück nach Athen.

Als nach zwei Minuten noch kein heisses Wasser kommt, gehe ich zu einem Gang, aus welchem ich Stimmen höre. Es ist eine Türe nur angelehnt, die sich zu einem grossen Gemüsegarten öffnet, in welchem Jakovos und ein kleiner Junge Setzlinge in vorbereitete Beete pflanzen und sie mit einem Schlauch wässern. Ich frage Jakovos wegen dem heissen Wasser. Er kommt mir zu Hilfe. Ich Trottell habe den Hahn nach oben bewegt, statt nach unten.

Heute ist Neumond. In einer halben Stunde, ganz genau genommen um 20.29 Uhr. In wenigen Minuten. Der Termin für die Gartenarbeit ist nicht zufällig gewählt. Bei älteren Leuten ist die innere Uhr und das innere Planetarium mit der Aussenwelt synchronisiert. Die richtigen Zeiten tauchen

von selber auf. Auch an mir selber habe ich festgestellt, dass ich eigentlich keinen Wecker mehr brauche. Wenn ich mich früh wecken lassen will, mit meinem primitiven Muschelhandy, dann bin ich meist wenige Minuten vorher von selber aufgewacht und zwar unabhängig, ob ich um vier, sechs oder acht Uhr aufstehen muss. Mit Orten ist es ähnlich. Im Alter bin ich von selber da, wo ich gerade hin gehöre, ohne dass ich lange suchen muss.





*Blick aus dem Fenster des Zimmers Nummer 1 der Villa Zacharo, Richtung Osten. Der schwarze Klotz auf der Hügelkrete am Horizont ist das Johannes-Kloster, der frühere Tempelplatz der skythischen Artemis. Unter dem Fenster liegt der prächtige und sorgfältig ummauerte Gemüse- und Kräutergarten.*

## VILLA ZACHARO

*Dunkel umhüllt  
hängt die Landschaft  
bis zum Boden herab.*

Eine nasse, kühle Nacht. Am Morgen bleierne Bedeckung am Himmel. Wasser auf dem Balkon. Ich gehe um neun Uhr nach unten, um ganz alleine mein Frühstück einzunehmen. Das Buffet wird jeden Tag sorgfältig hergerichtet. Drei verschiedene Brotsorten, hartgekochte Eier, Konfitürenportionen, Honig aus den Bergen von Patmos. Eine Obstschale mit Äpfeln, Orangen und Bananen, ein tetraverpackter Obstsaft, Butter und Margarineportionen und die unsäglichen "La Vache qui rit" Ecken in Aluminiumfolie, die sich unter der Falseflag "Käse" weltweit pandemisch verbreitet haben. Aber ich habe keine Alternativen. Der Honig ist erstaunlich gut für diese technozi-de Art von Verpackung in Plastikportiönchen mit goldbedrucktem Alufoliendeckel.

Roula, die kleingewachsene Herrin des Hauses, huscht vorbei. Sie erinnert mich an das persische Sprichwort, dass kleine Menschen tiefer im Boden wurzeln. Es reicht für ein familiäres "Kalimera!". Dann setze ich mich mit mei-

nem Tablett und dem dampfenden Kaffee in den Frühstücksraum an einen Tisch. Das war wohl früher der Salon der Villa. Ich bin ganz alleine. Mir fällt nach einiger Zeit ein Bild auf, das eine seltsame, düstere Spannung in den Raum wirft. Ein Lichtabsauger. Eine Frage ohne Antwort.

Mit Ausnahme dieses einen Bildes, das am prominentesten Platz im Salon aufgehängt ist, und auch am grössten ist, ein Querformat von schätzungsweise zwei Quadratmetern Fläche, sind alle anderen Bilder, die ich sehe, typische, griechische Hoteldekorationen. In meinem Zimmer hat es eine sehr schön gerahmte, alte, fotografische Aufnahme des einsamen Hafens von Skala um 1950. Über dem Bett hängt die kleine Illustration eines Schiffes, ein alter Zweimaster aus Holz. Auf seinem Deck ist eine Art Zelt aufgebaut. Die Plankenseiten sind mit Rhomben verziert und ein grosses Auge ist am Bug aufgemalt. Die Segel sind mit schwarzen Punkten dekoriert. Es steht ein Name darauf. Aber ich kann zuwenig griechisch. Ausserdem weiss ich dann auch nicht weiter, wenn es da irgendwas heisst. Dann hat es an der Wand in meinem Zimmer noch zwei Schilder, dass das Rauchen verboten ist. Im Treppengang werden dick weihrauchpatinierte Ikonen präsentiert, andere Schiffsillustrationen, weitere Ansichten von Patmos und in der Stube befindet sich noch ein bläulich abgeschossenes Poster der Mercator Weltkarte von 1587.

Nun aber zurück zu dem Gemälde, das so beunruhigend in die Eintracht der Stube strömt. Bilder sind Fenster. Dieses Bild führt meinen Blick und meine Seele in eine trostlose Landschaft. Das Gemälde ist auf eine mit kaltem Kalk grundierte Sperrholzplatte gepinselt. Die einzige Farbe, die verwendet wurde, ist ein krankes Schwarz. Ich sage krank, weil es so leblos und oberflächlich wirkt, ohne Boki, würden Chinesen sagen, ohne den beschwingten, inneren Lebensfluss von Tusche.

Schwarz ist Abwesenheit von Licht. Davon wissen wir nichts. Wir kennen Dunkel, aber nicht Schwarz. Auch Lichtloses hat Licht. Im Verborgenen. Gemalte Schwarztöne sind Annäherungen ans Lichtlose, Ahnungen und Andeutungen von Nichts. Das Nichts kennen wir nicht. Wir sind ewig Teil des Alles.

Es gibt Schwarz in einer unendlichen Vielfalt von Tönen. Lebendige, tiefe, mysteriöse Schwarz, hinter denen sich ganze Welten verbergen, stolze Schwarz, tröstliche Schwarz, ruhige, schwere, Ehrfurcht gebietende Schwarz. Und dann gibt es begleitende Effekte, Akkorde, gleichsam optische Kontexte, wo, in welcher Luft und in welcher geistigen Umgebung die Schwärze platziert ist. In der flimmernden Sommertrockenheit der Provence ist Schwarz wie ein Vergrößerungsglas und Schlierenzeiger der Luftbewegung. Das Schwarz lebt Strahlen und Schat-

ten mit, ist mitten im Lichtleben drin und tanzt mit den Farben, stachelt sie kontrastierend an zu Intensität und Ausdruckskraft. Aber dieses beherrschende Bild im Frühstücksraum der Villa Zacharo ist in einem völlig anderen Schwarz gehalten. Pech.

Das Sujet des Bildes ist befremdlich. Abgebildet ist eine Hafenummauerung mit Leuchtturm. Im Hintergrund zieht sich ein Felsband über die ganze Breite des Bildes, wie eine Mauer, düster und schattig gegen den bleiweißen Himmel. Davor liegt das oberflächliche, milchige, aber darunter tintenschwarz gewellte Meer der Hafeneinfahrt. Rechts eine mit zyklischen Steinbrocken aufgetürmte Wellenbrechermauer, darauf ein erloschener Leuchtturm als Abschluss.

Die Farbe ist hastig hingeworfen, mit breitem Pinsel. Verwendet wurde ein opakes, tragisches Schwarz und das Knochenweiss des Hintergrundes. Daraus mischt sich ein grauenhaftes Grau ohne jede Hoffnung. Nicht der Hauch eines Anklangs von Farbe ist zu sehen. Kein Leben, kein Baum, kein Vogel, kein Schiff, keine Boje, kein Mensch. Nichts was lebt. Deprimierende Kälte, die verkohlten Wellen des undurchsichtigen Wassers aus Asche, das abweisende Felsband, der leere Himmel, die schroffen Klumpen der Hafenummauerung, der verlorene Leuchtturm. Abwesenheit.

Die Agonie des Bildes wird überhöht dadurch, dass es

offensichtlich unvollendet ist. Die zaghafte Bemalung des Meeres bricht in der Mitte des Bildes ab. Der untere Teil, in Nähe des Ufers, ist unberührt geblieben. Man sieht nur die dünne Linie einer Vorzeichnung mit Bleistift, da, wo vielleicht später noch eine Hafensemole hätte hingemalt werden sollen. Ich bin erschüttert. Das Bild ist ein erschreckendes, versteinertes, tragisches, ja vorwurfsvolles Ausrufe- und Fragezeichen mitten in diesem Paradies bürgerlicher, familiärer griechischer Gemütlichkeit. Ein Fremdkörper. Ein Stachel. Ein stummer Aufschrei.

Wie kommt man dazu, ein dermassen verstörendes, authentisches, intimes Drama hier so prominent zu platzieren? In der Stube, die der kitschig eingerichteten Morgengemütlichkeit gewidmet ist, neben Erinnerungsfotos der Kinder und Hochzeitsfotos, die am Fuss des Fernsehapparates versammelt sind, über den künstlichen Blumen in den Glasballons auf den mit Papiertüchern dekorierten Tischen, wo man frühstückt? Was soll dieses Bild hier?

Ich verziehe mich mit vielen Fragen in mein Zimmer Nummer Sechs. Nach zehn Uhr, als ich erneut nach unten gehe, um mir einen Kaffee zu holen, sitzt Jakovos gerade hinter der Theke der Reception, in seinem engen, vollgestopften Büroabteil vor seinem musealen VGA-Computermonitor. Ich sage ihm, dass mir das Bild aufge-

fallen sei, das so komplett anders sei als alles sonst hier. Das erste, was Jakovos reflexartig und verteidigend antwortet, ist: „Es ist nicht fertig!“

Danielos: Ja das habe ich gesehen. Aber kannst Du mir zur Geschichte des Bildes etwas sagen?

Jakovos: Es wurde vor 25 Jahren von Michailis gemalt, dem Onkel meiner Frau Roula. Schau, hier auf diesem Foto sieht man ihn mit seiner Mutter abgebildet, die 104 Jahre alt wurde. Das Foto wird etwa um 1980 oder so entstanden sein. Das Gemälde, das Dir aufgefallen ist, ist das letztes Bild von Michailis. Er starb mit 56 Jahren.

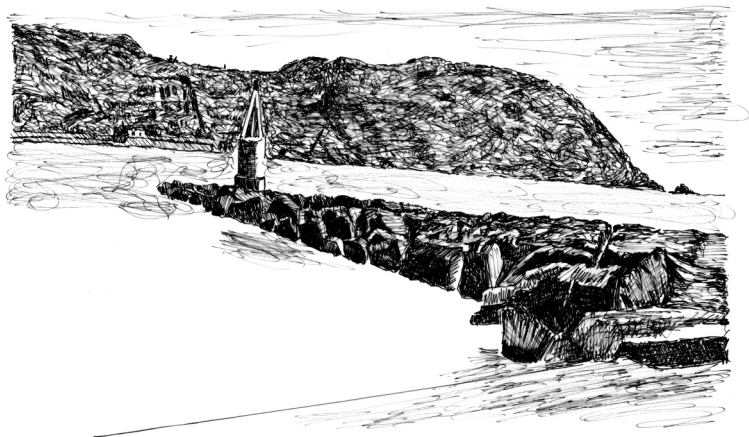
Jakovos steht auf, kommt nachdenklich hinter der Rezeptionstheke hervor. Wir gehen wortlos hinüber in den Frühstücksraum. Wir stellen uns vor das grosse, querformatige, den ganzen Raum füllende Gemälde. Nach einer Weile deutet Jakovos auf die offene, weiss geblieben Fläche, auf der nur die dünne Bleistiftlinie einer perspektivischen Vorzeichnung der Strassenböschung zu sehen ist.

Javokos: Ich suche schon seit langem jemanden der das Bild fertig malen könnte. Du siehst ja, dass die Hälfte des Bildes nicht begemalt ist.

Ich schweige. Jakovos zeigt auf die groben Pinselstriche der Steine der Hafenumauer.

Jakovos: Das ist die Hafeneinfahrt von Skala, gleich da unten, rechts neben der Anlegestelle der Schiffe, wo du angekommen bist. Früher waren die Wellenbrechersteine lose geschichtet, wie Du hier siehst. Später wurden sie mit einer befahrbaren Betonplatte versehen.

Danielos: Hat Michailis immer nur in Schwarz gemalt?



- Jakovos: Nein, aber für dieses Bild hat er die schwarze Farbe selber hergestellt, aus Kohle. Du verstehst? Wenn man ein Feuer macht und das Feuer löscht, bleiben solche Kohlestücke übrig.
- Danielos: Es wirkt so traurig und so qualvoll und hoffnungslos.
- Jakovos: Siehst Du, da hinten, da ist noch die Andeutung der Kapelle auf der gegenüberliegenden Seite des Hafens zu sehen. Es hätte noch ein Schiff abgebildet sein sollen, das in den Hafen einfährt. Aber Michailis war krank. Und niemand hat das Bild fertig gemalt.
- Danielos: Hat er immer gemalt ohne Farben?
- Jakovos: Nein, das hier ist ja nur der Anfang. Wahrscheinlich wollte er darüber noch Farben malen. Fast alle seine Bilder wurden nach seinem Tod von Verwandten behändigt. Ich kenne nur noch eines mit zwei betrunkenen Männern, die an einem Tisch eingeschlafen sind. Es war mal irgendwo hier.
- Danielos: Ich habe es gesehen. Es ist da drüben im Raum, wo das Frühstücksbuffet ist.

Wir öffnen eine gläserne Schiebetür zum Zimmer gleich neben dem Salon.

Jakovos: Ja genau. Das ist es. Das hat Michailis auch gemalt, aber es ist noch nicht fertig. Schau die Stühle, der Tisch, und die Dinge auf ihm.

Danielos: Wein, Zitronen, Brot, und was ist das wohl, dieses gezöpfelte Objekt?



- Jakovos: Knoblauch.
- Danielos: Und das da hinten an der Wand?
- Jakovos: Eine Balalaika, und diese länglichen Dinge sind wahrscheinlich Blumenarrangements für gutes Omen..
- Danielos: Hat Michailis immer Menschen ohne Gesichter gemalt.
- Jakovos: Es ist noch nicht fertig.
- Danielos: Dieses Bild sieht aber für meine Begriffe sehr fertig aus, bis auf die Fläche des Gesichtes des uns zugewandten Mannes, der halb auf dem Tisch eingnickt ist. Sein Kumpel ihm gegenüber schläft mit dem Kopf in den Händen auf dem Tisch. Die Körper sind übergross und schwer im Vergleich zu den kleinen Köpfen, den dünnbeinigen, gebrechlichen Stühlen und dem dünnen Tischchen. Aber die Farben sind da. Allerdings hat der Raum, in dem die beiden sitzen kein Fenster und keine Türe. Wegen der Farben sieht man die Tristess nicht sofort. Es ist nicht eine Szene gelassener Bescheidenheit, sondern bedrückend und ausweglos. Eingesperrt.

Alkoholismus. Betrunkene ausgestellt, wie auf der Bühne eines Bauernschwanks.

Jakovos: Michailis war sehr talentiert. Er hat sich das Malen selber beigebracht. Er war nie an einer Kunstschule.

Danielos: Aber das Bild ist traurig

Jakovos: Er hat nie geheiratet. Er war zu schwach dazu, verstehst Du. Er war sehr krank. Er hatte ...

Jakovos deutet an wie man sich eine Spritze in den Arm setzt, weil er das Wort gerade nicht findet.

Danielos: Du meinst er hatte Diabetes. Er war zuckerkrank.

Jakovos: Genau.



*Michailis und seine Mutter Maria nach einem Erinnerungsfoto, das in der Reception des Hotels hängt. Das Foto ist um 1990 aufgenommen worden, auf der Veranda, vor dem Eingang zur Villa Zacharo, wo zwei Dutzend Tische der Taverna standen.*

## UNFERTIG

*Der Tod treibt das Leben vor sich her.*

Das letzte Bild von Michailis geht mir nicht aus dem Kopf. Fertigmalen? Jakovos sucht jemanden, der das letzte Bild von Michailis fertig malen kann. Ich habe kein Wort gesagt, dass ich Künstler bin. Es bringt nichts, ihm das zu sagen. Wie soll man ein unvollendet gebliebenes Bild eines anderen Künstlers fertig malen? Das geht doch gar nicht. Niemand kann das Leben eines anderen fertig leben. Aber es ist der Wunsch von Jakovos.

Alles ist unfertig. *Panta rhei*. Alles fließt. Alles ist in Bewegung, wie Heraklit, der griechische Philosoph aus Ephesus, sagte. Ausserdem sagen viele Künstler über fast alle ihre Bilder, dass sie nicht fertig sind. Nach ihrem Tod gilt auch Unfertiges als Fertig. Das ist bei Symphonien so, selbst bei der *Sagrada Familia*, der unfertigen Kathedrale von Gaudi in Barcelona, die allerdings jetzt gerade fertig gemacht wird.

Unfertig heisst bei vielen Künstlern aber auch, dass sie mit dem unüberwindbaren Vorläufigen abfinden müssen. Künstler sind selten zufrieden mit ihrem Werk, ausser sie

haben eine limitierte Vision und deshalb wenig Erwartungen an ihr Werk. Das ist der Unterschied zwischen einem malenden Elefanten und dem Menschen. Der Elefant ist seinem Werk gegenüber vermutlich deutlich unverkrampfter. Er hat keine Zweifel. Es stört ihn nicht, dass nichts fertig ist. Er ist seinem Werk nicht so verhaftet. Die naive Unbeschwertheit des malenden Elefanten macht ihn kindlich, sympathisch. Erwachsene wollen alles fertig machen.

Ein Künstler scheitert stets, wenn er etwas fertig machen will. Der entscheidende Punkt beim Malen ist nämlich nicht, etwas fertig zu machen, sondern im richtigen Moment aufzuhören. Die Vollendung muss man los lassen. Statt etwas fertig zu machen, beendet man es im richtigen Moment, indem man es sein lässt. Im Falle des letzten Bildes von Michailis, haben die Umstände, der Tod, das Schicksal, das Bild beendet. Weshalb kann Jakovos es nicht als beendet akzeptieren? Und ich? Warum fand ich das Bild so beunruhigend und bestürzend?

Jakovos hat auch vom zweiten Bild von Mike, das im Raum des Frühstücksbuffets hängt, gesagt, es sei nicht fertig, aber er hat dies erst gesagt, als ich bemerkt habe, dass die beiden Männerfiguren kein Gesicht besitzen. Der eine verbirgt es, weil er mit dem Kopf auf dem Tisch eingeschl-



fen ist. Der andere besitzt als Gesicht eine weiss-rosa Fläche, die nicht weiter bemalt ist. Die Farbe Weiss-Rosa ist bewusst und aktiv gemalt. Sie wurde als indifferente, ausdruckslose Fläche gewählt. Man kann nicht von unfertig reden. Alle andern Dinge auf dem Bild sind fertig gemalt bis ins Detail. Nur das Gesicht nicht. Also ist dieses Gesicht vielleicht deshalb nicht ausgemalt, weil der Künstler genau das zeigen wollte: Eine Leere des Gesichtes, aber nicht schwarz, also nicht als Loch, sondern als opake, rosarote Stummheit, als fleischiger Schmerz, der der

Figur zugefügt ist. Das Gesicht ist vom Kopf abgetrennt, wie der Anschnitt einer Metwurst. Mit dem Abschneiden von Ohren, Nasen, und dem Ausstechen von Augen, wird der Mensch aus der Welt entfernt. Nimmt man einem Menschen sein Gesicht, kann er nichts mehr wahr nehmen und nichts mehr mitteilen. Sogar seine Mimik ist ausradiert. Aber das weissrosa Gesicht ist auch scheu. Der Künstler verbirgt es. Er will nicht sagen, wer es ist. Das Persönliche ist nach Innen gekehrt, in ein Schneckenhaus zurück gezogen, oder wie Weichteile in den Panzer einer Muschel gekuschelt.

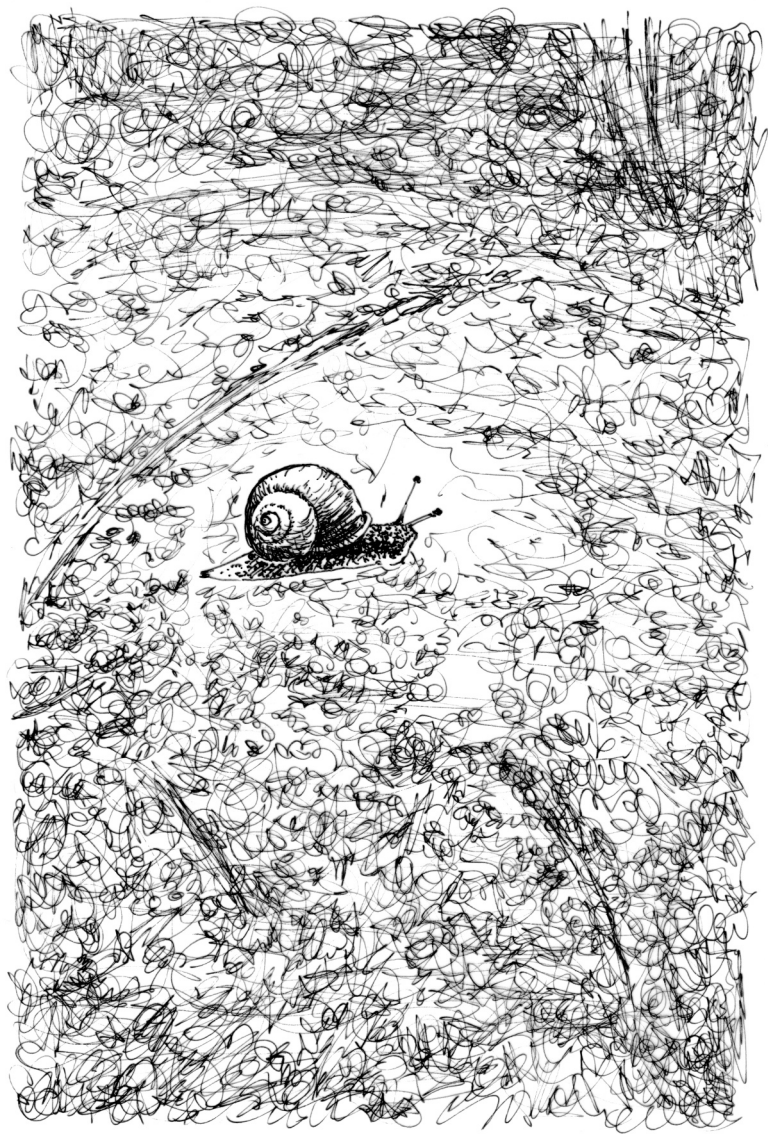
"It is not finished!" So hat es Jakovos gesagt. Vielleicht habe ich es falsch gehört, und unbedacht übersetzt mit unfertig. Vielleicht hat er eher gemeint unbeendet, dass es noch nicht zu Ende ist. Und vielleicht gar nicht nur das Bild unbeendet ist, sondern die Geschichte dieses Bildes. Und doch redet Jakovos ganz eindeutig vom Fertig-machen-wollen. Er wünscht sich, dass alles im Frieden, in Fülle und Ruhe beendet ist, nicht im Provisorischen abgebrochen, und abgewürgt.

Das ist das Schreckliche, wenn Kinder sterben: Ein Leben, das am Anfang schon zu Ende ist. Es fehlt etwas. Es fehlt eine Fülle, die da hätte sein können bis zur Vollen-

dung. Wie kann etwas zu Ende sein, wenn es nicht fertig ist? Damit haben wir Mühe. Das tut weh. Dieser Schmerz ist im letzten Bild von Mikailis drin.

In der Schöpfungsgeschichte der Bibel heisst es dazu: "Und Gott sah, dass es gut ist." Gut ist es, wenn es weiter geht, nicht wenn es fertig ist. Deshalb geht es vom siebten Ton der Oktave nicht auf den achten, auf den das Siebte sehnsüchtig hinzeigt und hinstrebt, sondern es geht auf die zweite Stufe der Tonleiter, da wo es weiter geht. Wo es offen bleibt. In C-Dur vom H(b) nicht aufs C, sondern auf D; vom Ti nicht zum Hauptton Do, sondern zum Re. Der Sonntag des Grundtons bleibt verborgen, unbefleckt, unberührt und geschützt vom Materiellen. Musik umspielt das Unhörbare.

*Das Schneckenhaus ist ein spirituelles Bild für die Entwicklung der Welt. Sie wiederholt sich nicht so, dass sie sich im Kreise dreht und sich immer in den eigenen Schwanz beisst, sondern indem sie bei jeder Windung eine neue Ebene erreicht, die sich weiter öffnet, zur Öffnung der Gegenwart, wo das Leben zuhause ist, da wo es nie fertig ist, sondern weiter geht und gut ist.*



## 1. MAI, MORGENS

*Die Regelordnung im Kloster  
hilft den Verstand zu lindern.*

Die Insel Patmos ist berühmt und heilig wegen der Apokalypse, weil man nur bei diesem letzten Buch in der Bibel, der Offenbarung des Johannes, ganz genau den Ort kennt, wo Gott, genau genommen Jesus, vom Himmel her mit Johannes gesprochen hat, nämlich in der Höhle der Apokalypse, die ich später besuchen werde. Jakovos besteht darauf, mich persönlich zu führen. Mit dem freundlichen, ernsthaften, bescheidenen, besonnenen und adelig wirkenden Mann, hat sich unmittelbar ein angenehmer, freundschaftlicher, offener und vertrauter Umgang entwickelt. Nach unserem Gespräch über das Bild von Michailis habe ich Jakovos nicht gesagt, dass ich selber Kunstmaler bin. Ich warte ab und lasse die Reise entscheiden, wohin sie gehen will.

Die Entstehung der Insel Patmos wird in der griechischen Mythologie erzählt. In der Antike hiess die Insel Letois, was einer der vielen Namen für die Göttin Artemis ist, die von Mutter Leto, einer Titanin, und Vater Zeus abstammt. Die Insel lag ursprünglich auf dem Meeresgrund. Mondgöttin Selene, eine Freundin von Artemis,

soll das versunkene Land so lieblich beleuchtet haben, dass Artemis vom Wunsch beseelt wurde, das versunkene Eiland aus dem Meer aufsteigen zu lassen. Artemis rief Apoll und Zeus zu Hilfe. Deshalb befand sich auf Patmos ein Artemistempel, da, wo heute das Kloster steht und daneben befand sich ein Tempel ihres Bruders Apoll, auf einem heute un bebauten zweiten Hügel, dem sogenannten Kastelli, der einst von einer Akropolis gekrönt war, einer erhöht gelegenen Festung und Fluchtburg.

Der höchste Punkt von Patmos ist 296 Meter über Meer. Griechische Kulte fanden vermutlich bis ins fünfte Jahrhundert nach Christus statt, als es schon eine christliche Basilika gab und ein Pilgerstrom einsetzte, wegen dem Bibel-Narrativ der Offenbarung des Johannes.

Zwischen 500 und 600 wurde Patmos komplett zerstört. Vermutlich durch Erdbeben und Tsunamis, wegen dem Great Reset des Jahres 536 nach Christus, der von unserer Geschichtswissenschaft schamvoll verschwiegen wird. Der Untergang von Patmos, der Ägäis und der Antike ist ein Ärgernis, fast wie das letzte Bild von Mikhailis. Man will nicht hinsehen.

Jahrhunderte später setzte auf der ausradierten Insel Patmos eine muslimische Besatzungen ein. Die Bevölkerung der Insel starb wieder aus. Um das Jahr 1000 begann eine Neubesiedelung unter Vorherrschaft der orthodoxen Chris-

tenfürsten Konstantinopels, respektive ihrer reichen Händlerdynastien. Die Venezianer waren im 17. Jahrhundert Herren von Patmos. 1912 kamen Italiener, die die Dodekaneseninseln als Kolonie betrachteten. Im zweiten Weltkrieg trieben die Deutschen Nazis hier ihr Unwesen. Unabhängigkeit 1948. Dann Anschluss an Griechenland. 1999 wurde die ganze Insel als UNESCO Weltkulturerbe unter Schutz gestellt, inklusive Chora mit Kloster und Johannes-Höhle, ein weltweit einmaliger Sonderstatus, mit strengen Auflagen für Bau und Inselleben. Man darf Häuser nur weiss anmalen. Erlaubt sind für Fensterläden hellblau und grün und erlaubt ist Natursteingemäuer. Mehr nicht. Und nur ein Stockwerke hoch. Traditioneller Baustil. So ist jetzt die ganze Insel nachhaltig und resilient zugebaut mit leerstehenden Villen von Millionären, die keine Zeit haben hierher zu kommen, und offenbar auch keine Familienmitglieder dazu bewegen können. Jakovos ist aufgeklärt. Es geht um Schwarzgeld, sagt er. Ausserdem findet er die Panikmache mit Corona komplett diabolisch und daneben. Er schimpft gepflegt über Mitläufer, die aus Dummheit mithelfen, dass der Krake der Kontrolle noch mehr Unheil anrichtet. Aber eine Gnade sei, dass es in Patmos keinen Flughafen gibt. Es gibt nicht mal eine Diskothek. Früher war sogar das Motorrad fahren nach elf Uhr nachts bis morgens um sechs Uhr verboten.

Als wir nach der Besichtigung des Johannesklosters und seiner beeindruckenden Schätze im Museum, den alten Büchern, den Monstranzen, den Brokatroben des Klerus, und den Marmorresten des antiken Artemistempels zum Auto spazieren, bleibt Jakovos plötzlich mitten in der Strasse stehen. Er legt den Kopf schräg, schaut mich an:

„Woher kommen die Worte, die wir miteinander reden?“ fragt er. „Daniel, woher kommen sie?“

Wir sprechen eine ganze Weile darüber. Aber es ist ungewohnt, mit Worten um ihre Herkunft in uns zu ringen. Irgendwie kommen Worte nicht hinter sich selber zurück. Ihre Geburt ist ein Geheimnis, wie unsere eigene auch. Wir können dem Stammbaum folgen, der Entymologie, der Genetik, dem physisch materiell Verfolgbaren, aber entdecken bei solcher Suche nie das Motiv und den Sinn der Äusserung.

Am Schluss gelangen Jakovos und ich zum Bild im Entree der Villa Zacharo, einer farbigen Kopie der berühmtesten Ikone der Insel, deren Original sich in der Offenbarungshöhle befindet. Johannes liegt bewusstlos am Boden und seine Vision vom kommenden Reich Gottes entfaltet sich in einer prall gefüllten Gedankenblase über ihm.



Bis gegen vier Uhr morgens bläst der Wind. Er geht wie eine Schar Tiere ums Haus und reibt und rüttelt an Fensterläden, Ästen, klappert mit Türchen und pfeift auf den Flötenlöchern des Nachtlandes ein schauriges Liedchen. In meinen Träumen geschieht fast dasselbe. Ein Reigen von Gedankenketten weht um immer wieder neue Themen. Es ist ein Wirbeln um einen Mittelpunkt, der mal kurz aufscheint und dann schon wieder weggeblasen wird von der nächsten Bilder Böe. Manchmal kann ich solche Tänzeleien der Traumbilder wie ein Schauspiel geniessen. Es ist als sässe man an einem gemütlichen Feuer und wärme sich am beruhigenden Figurenspiel von Flammen. Heute aber gleiten meine Gedanken nicht in den Traum hinüber, wo ich sie ganz sich selbst überlassen darf. Sie bleiben irgendwie im Bewusstsein hängen, als ob ich selber mit einem Löffel oder Ruder in der grossen Tasse des Gedankentees mitrühre, und selber Wind bin. Schliesslich wache ich von dem Gedankengerüttel auf.

Ich bin überzeugt, dass viele Künstler solche Momente kennen, in denen sie überrascht werden von Einfällen, die ihnen keine Ruhe lassen. Manchmal kommen sie in den ungelegensten Momenten, wenn man gar nichts aufschreiben kann. Das hat der Schweizer Musiker Kuno Lauener in seinem Song "Göteborg" trefflich beschrieben, als er auf ei-

ner einsamen Autobahnfahrt eine Melodie zugeflüstert erhält, von der er zunächst gar nicht weiss, wie er ihrer habhaft werden soll. Er fährt ja gerade Auto und kann nicht schreiben. Wie wir wissen, weil es den Song gibt, findet sich aber immer ein Weg die Winke des Windes aufzufangen.

Hast du jemals kranke Sterne gesehen, die wegen Fieber ihre Bahn verlassen, oder einen Mond, der nicht voll wird, weil er Hunger hat? Das irdische Leben scheint den Gestirnen nichts antun zu können. Sie bleiben stets wie sie sind, über Generationen und Generationen und Generationen. Die Gestirne geben irdischem Leben die Klarheit eines Kalenders, nach dem sich der Mensch richten kann. Er kann sich darauf verlassen, dass der Frühling nicht irgendwann kommt, sondern auf die Millisekunde genau am Frühlingspunkt. Ewig. Restlos. Treu. Aber auch gnadenlos. Der Kosmos kann nicht grosszügig sein.

Aus den Gesetzen der Bewegungen des Himmels haben Monotheisten ihr Gottesbild gemacht. Es ist eigentlich ein mathematisches Gottesbild. Oder besser gesagt. Der Kosmos hat dem Menschen ein Modell von Mathematik offenbart, die Idee nämlich, dass alles nach unveränderlichen Regeln abläuft und immer alles seine unbestechliche Richtigkeit hat, dass immer klar ist, was falsch und was richtig, was gut und was böse ist, sonst ist es nicht

Mathematik. So haben Menschen die Wahrheit mathematisiert. Mit den Transhumanisten geht diese verführerische Unsitte bis heute weiter, oder besser gesagt: endlos im Kreis. Der nächste, grosse Umbruch wird vielleicht der sein, dass das westliche, abergläubische, mathematische Modell von Lebenswahrheit endlich wieder an den Platz zurück gestellt wird, wo es hingehört. In die Schublade der Modelle. Und wir die Wahrheit aus der Bevormundung des Logos entlassen.

5.30 Uhr. Ich mach mir eine Tasse Kaffee. Mit Ziegenmilch. Draussen ist es schwarz, aber erstaunlich ruhig. Ein hebräischer Morgen. Am hebräischen Morgen ist der Tag schon alt, denn er beginnt am Vorabend. Er geht von der Nacht in den Tag. Das ist Morgenland. Und bei den Christen geht der Tag vom Tag in die Nacht. Das ist Abendland. Deshalb kommt der Weltuntergang und die Lebensnacht in der Bibel am Schluss. Gott macht das Licht aus. Feierabend. Prophetie ist immer in der Zeit. Man redet von der Zukunft, vom Vorhersagen der Zeit. Wir leben aber nicht in der Zukunft, sondern in der Gegenwart. Wir leben nicht in der Vergangenheit, sondern jetzt, heute. In der Gegenwart. Und wenn wir überhaupt etwas ändern wollen, dann sicher nicht mit Prophetie und Vorhersagen und der Zukunft, sondern indem wir den Wandel in unsere Gegenwart tragen, jetzt, heute etwas ändern. Stattdessen starren wir fasziniert auf

die finsternen Vorhersagen und statt uns ernst zu nehmen in unserer eigenen Wandlungskraft demonstrieren wir dafür, dass die anderen alles ändern, was uns nicht passt. Man sieht die Dinge eben so wie man sie anschaut.

Ich mache mich um 10.50 bereit um mit Jakovos eine Besichtigung zu machen. Um 10.55 ruft er schon auf mein Zimmertelephon an. Der fein gebaute braungebrannte und grauhaarige Mann fährt mich in seinem Renault Kastenwagen hinauf zum Johanneskloster in Chora und erzählt dabei die ganze Geschichte. 97 nach Christus, Verbannung von Johannes durch die Römer nach Patmos. Er war als Missionar in Ephesus tätig. Dahin kehrte er 98 n. Chr. wieder zurück. Die Apokalypse schrieb er in einer Höhle, respektive liess das von Jesus Vernommene durch seinen Assistenten Prochoros aufschreiben. Denn das wurde ausdrücklich verlangt: Schreib auf! Schreibbefehl von oben.

Das Kloster von Chora ist von Aussen eine Festung. Wenn man von weitem den Berg sieht, hat man den Eindruck als hätte es geschneit. Die Bergspitze ist leuchtend schneeweiss und nur zuoberst in der Mitte ragt wie eine finstere, steinerne Krone der schwarze Klotz des Johannesklosters empor. Das Weisse ist aber kein Schnee, es sind die dicht an dicht stehenden weiss gekalkten Häuser.

Als Jakovos hochfährt hält mal ein Pater bei ihm an, der kurz grüsst und ein paar Worte wechselt, wenige Meter später ein Taxifahrer. Auch an der Kasse kennt man Jakovos. Der Eintritt ist fünf Euro. Wir sind fast allein. Jakovos zeigt stolz auf die mächtigen Mauern, die gegen Piratenangriffe schützten, dem Loch über dem Haupttor, durch welches siedendes Wasser und Fäkalien auf Angreifer geschüttet wurde. Im Inneren ist alles eng und gedrängt. Dennoch kann man sich völlig frei bewegen ohne Drangsaliererei mit Absperrgittern und anderen unwürdigen Gängeleien. Wir treten ins Katholikon, eine fast fensterlose Kirchenhöhle, gefüllt mit silbernen und goldenen Leuchtern, Altären, Ikonen. Da haben, wegen dem Überfluss von Geglitzer, nur wenig Leute Platz. Das ist typisch für orthodoxe Griechen. Auch auf den Ikonen sieht man wegen den Millionen von Verzierungen, die Gesichter der Heiligen kaum. Und dann, in der winzigen Kapelle des Christodoulos, ruht das silberne Sarkophag-Kästlein mit den Knochen des Erbauers der Johannesklosters. Erst rund 1000 Jahre nach Johannes, wurde also das Kloster errichtet.

Als Johannes nach Patmos verbannt wurde, stand oben auf der Bergspitze noch der Artemistempels. Auch in Ephesos blühte die Artemisverehrung. Es ist anzunehmen, dass damals die Insel bewaldet war, vermutlich mit Kiefern. Denn die Patmier waren bekannt als gute Schiffbauer.

Neben der Reliquie des Christodoulos stehen Jakovos und ich vor einer unscheinbaren, wackeligen, hölzernen Tischvitrine mit drei Schädeln. Durch das staubige Vitri-  
nenglas sehen wir, dass die Schädel als Reliquien gefasst sind. Der mittlere davon ist, zu unserer beider Verblü-  
fung, weil es wie beiläufig von Hand so angeschrieben steht, der Schädel des Apostels Thomas, mit einem mit  
Diamantenblumen verzierten Kopfband aus Silber. Es ist nur die Schädeldecke mit einem Teil des Oberkiefers vor-  
handen, montiert auf einen silbernen Teller. Es fehlen ei-  
nige Teile.

Erstaunlich, welchen Weg diese Knochen hinter sich haben, wenn es denn die echten sind, was wir schlechthin annehmen wegen der Romantik, dem Gefühl des Wahren. 52 n. Chr soll Thomas das Christentum nach Indien ge-  
bracht haben, wo er als Märtyrer starb. Ein Teil seiner Knochen kamen nach Italien, vor allem sein Finger, den er Jesus in die Bauchwunde gesteckt hatte. Der Schädel sei im 13. Jahrhundert auf die Insel Chios gekommen. Wir wären verbittert und verzweifelt, wüssten wir, wieviele unserer Weltwertsachen nur da sind, weil wir glauben wol-  
len, dass sie echt sind. Der Wille zum Glauben hält Un-  
gläubige in ihrer Schwäche zusammen.

Warum befindet sich hier nicht ein Schlüsselbein von Offenbarungs-Autor Johannes, der angeblich unweit von hier, auf dem kleinasiatischen Festland, in Ephesos beerdigt wurde?



*Vorraum zur Kappelle des Christodoulos mit der Vitrine des Schädels von Apostel Thomas.*

## LAMPI

*Dem Ernst der Sache  
kommt keiner auf den Grund.*

Ein bedeckter, regnerischer Tag. Früh am Morgen rieselt kalter Wasserstaub. Beim Frühstück sehe ich, dass ich alleine im Hotel bin. Alle Schlüssel hängen am Schlüsselbrett, ausser von Zimmer sechs, wo ich wohne.

Ich gehe um zehn Uhr zur Autovermietung beim Hafen von Skala. Gestern habe ich mich da mit Theo verabredet. Er sitzt in einem Stuhl und wartet schon auf mich. Wie ich von gestern noch weiss, ist er fünf Jahre jünger als ich, also 1963 geboren, offenes Gesicht, angegraute, drahtige Haare und auswuchernde, verwilderte Augenbrauen wie ein Brombeergestrüpp. Dazu ein nicht ganz uneigennütziges Autovermieterlächeln. Die Formalitäten erledigt er mit lauter Stimme, höchst abgekürzt. Er will für drei Tage 100 Euro statt 105.- Ich erhalte einen nagelneuen Fiat Panda. Handgeschaltet. Ich fahre wie ein Opa in Zeitlupe los. Richtung Norden nach Agia Geranos. Zuerst will ich die Lampi Beach mit den lebendigen Steinen besuchen.

Ich bin mutterseelenallein am Strand. Es nebelregnet noch immer. Die rundgeschliffenen Steine, die unter meinen Füßen knirschen und kullern, sind einzigartig. Man spaziert über das lebendige Farbgeplapper von Kiesel-Geröll. Ich schreite gemächlich ans Ende der Bucht, wo es eine Mauer hat und sich eine kleine Anlegestelle mit einem winzigen Fischerboot befindet. Als ich mich auf die Mauer setze, die die Gärten landwärts vor der Brandung schützt, bemerke ich, dass ein weiterer Fiat Panda auf dem Parkplatz angehalten hat und eine Frau aussteigt, die am Strand Steine sucht. Es ist eine ältere Dame mit grauen Haaren und weiten Pluderhosen, mit einem kurzen Strickrock darüber. Nach Ende meiner Wellen-und-Steine-im-Regen-Meditation gehe ich zum Auto zurück. Die Frau hat sich unterdessen hingesetzt auf ein Steinsims unter einem Tamariskenbaum. Im Vorbeigehen frage ich sie auf englisch, ob sie etwas Schönes gefunden habe. Sie zeigt mir eine Handvoll Kiesel, die mich staunen lassen. Die Steine blinzeln zurück mit tausend Augen, Linien, Farbverläufen von blau über hellgrün bis feuerrot, gelb, schwarz. Dazu sind sie erst noch glatt poliert. Ob sie diese Steine eingestrichen habe mit Öl, frage ich. Nein, sagt sie. Sie seien so im Wasser gelegen. Es stellt sich heraus, dass die Dame eine Deutsche ist und wir wechseln die Sprache. Sie komme seit 1986 jedes Jahr einmal hierher. Ich könne mir vorstel-

len, schmunzelt sie, dass sie schon einige solcher Steine bei sich zuhause habe. Als Kind war sie zum ersten Mal hier. Bis vor zwanzig Jahren hätten ihre Eltern auf Patmos ein kleines Haus besessen.

Ich zeige ihr meinen Stein. Darin sehe ich das Bild eines hellen Strand, vor welchem eine Reihe dunkler Bäume steht. Sieht aus wie Zähne, sagt die Dame. Und sie hat auch recht. Das Helle zwischen den dunklen Stämmen der Bäume kann man als das Weiss einer Zahnreihe sehen.

Ich fahre nach Kambos zurück, wo ich mein Mietauto auf dem Hauptplatz vor der Kirche parke. Da hat es zwei Tavernen. In welche der beiden möchte ich gehen? In diejenige rechts mit zwei Touristen? Oder in diejenige links mit einem Mann, der an einem Tisch Gemüse rüstet, und sich mit zwei anderen Männern unterhält? Ich gehe zu den drei Männern und frage, ob es etwas zu Essen gibt. Ja, antwortet der Gemüserüster, der offenbar der Chef ist, was ich wegen seiner Küchenschürze vermute. Ich setze mich. Er kommt zu mir an den Tisch und sagt es gäbe Bohnensuppe. Das tönt gut. Das zweite habe ich vergessen. Ziegenfleisch mit Kartoffeln in Kräutern gäbe es auch. "Ziege von hier?" frage ich, denn Jakovos hat mir erzählt, dass das Ziegenfleisch von Patmos ganz speziell sei. Es gäbe kleine Inseln, auf denen Ziegen lebten, die nur Meerwasser trinken und deswegen ein einzigartiges Fleisch besäs-

sen. Das kann ich mir gut vorstellen, bin aber im Zweifel, ob solche Meerziegen lange überleben ohne Süßwasser. Aber item. Ich bestelle das Ziegenfleisch.

Jeder Bissen ist köstlich. Das Fleisch ist nicht grilliert, sondern wie Siedfleisch lange gegart bis die Fasern auseinanderfallen, alles butterweich wird. Auch die Kartoffeln sind erste Klasse, aromatisch, gelb, aber nicht teigig und offenbar in einer Kräutersuppe sorgfältig weich gekocht. Während ich auf der Terrasse mit Blick auf die Kirche am Rande des gepflästerten Platzes esse, spazieren und fahren Einheimische vorbei. Alle winken und grüssen die Männer, die um den Gemüserüster sitzen.

Der Wirt heisst Panagos. Und so heisst auch seine Taverne. Panagos. Der Name Panagos ist zusammen gesetzt aus Pan und Hagia. Pan ist eine Vorsilbe mit der Bedeutung ganz, alles, umfassend. Hagia heisst heilig. Panagia, "Allerheilige", ist der Name der orthodoxen Standardikone, der Gottesmutter Maria mit dem Jesuskind.



## PAN

*Hirten müssen aufpassen,  
dass die Kühe nicht die Skilifte abnagen.*

Panagos kann auch übersetzt werden als: Der Heilige Pan. Pan als Name des ziegenfüssigen Gottes, und 'pan-' als Adjektiv für gross, umfassend, alles, sind nicht so leicht voneinander zu separieren, wie es vielen geheuer wäre. Der Gott Pan hat mit dem Alles und dem Ganzen etwas zu tun. Weshalb sonst sollte er so heissen? Wie sich der Name von Pan in die Panagia eingenistet hat, in die Ikone der Allerheiligen, in Maria, die Mutter Gottes im Christentum, das ist eine komplizierte Geschichte. Am frechtesten und unterhaltsamsten aufgelöst wird dieses Rätsel im italienischen Film "Piccolo diavolo" mit dem spitzbübisch überdrehten Roberto Begnini als kleiner Teufel. Er spielt in dieser Komödie von 1988 den pubertierenden Pan, der in die äusserst fette Frisörin Maria eingedrungen war, sie besessen gemacht hat und dann von einem amerikanischen Priester, Maurizio, mit einem Exorzismusritual aus dem Körper vertrieben wird. Da steht er nun, der kleine Wicht, der entlassene, gefeuerte Dämon. Er sagt er heisse Judith,

Giuditta, und sei der Sohn des Teufels. Und er will was? Er will wieder in die Maria! Padre Maurizio, der die Entteufelung durchgeführt hat, macht dem Piccolo Diavolo klar, dass dies die heilige römische Kirche nicht zulasse. Also folgt der verzweifelte, arbeitslose Pan-Teufel dem Pater auf Schritt und Tritt, verwandelt eine Messe in eine Modeschau und produziert allerlei Chaos und Aufruhr. Der Film endet damit dass der gestresste Maurizio (gespielt von Walter Mathau) befreit wird vom lästigen Gefolge des Piccolo Diavolo. Es erscheint nämlich ein Dämonen-Arbeitsvermittler, der einen neuen Job für das Teufelchen gefunden hat, in einer anderen Maria.



*Szene aus dem Film "Piccolo diavolo". Das Teufelchen, Giuditta, gespielt von Roberto Benigni, veranstaltet im Mittelgang des Kirchenschiffs, im blütenweißen Ministrantenkleid, eine Modeschau. Bei den Griechen hätte man dies Satyrspiel genannt. Im harten vatikanischen Holzgestühl traut sich aber kaum jemand zu lachen. Dabei ist die Kirche doch das Theater der Christen.*

Pan ist ein griechischer Gott, aus dem romantischen Idealnaturparadies Arkadien stammend, wo er ursprünglich Paon hiess, was Hirte bedeutet. Möglichst weit weg von Städten, da war es ihm am wohlsten. Er kam bei Menschen nicht so gut an, weil er von den Füßen bis zum Bauchnabel ein pelziger Ziegenbock war, dann bis zur Stirn ein muskulöser, aber eher zähfaserig, gedrungener Mann und im Haaransatz ein gekrümmtes Bocksgeweih trug. Ich würde für die Filmrolle des Pan heute entweder den ziegenhüpfigen Gitarristen von AC/DC, Angus Young, casten, den gibt es ja schon mit Blinkgeweih, den rosthhaarigen, zahnluckigen, deliriösen Sex-Pistol Johnny Rotten, oder den schon früh porentief durchgeknallten Iggy Pop.

Pans externer Reproduktionsapparat ist ganz Ziege. Sogar der Penis ist behaart, die Hoden hängen glattrasiert und schwer wie buddhistische Glocken zwischen den Bocksschenkeln. Dies wurde von griechischen Starskulpteuren mit hingebungsschwangerer Akribie und Liebe zum Detail dargestellt. Das antike Publikum bewunderte den Gott Pan als wildes, einsames, unbändiges und bockiges Mannstier. Seine entsozialisierende Geilheit traf sich gut mit seinem ausgewachsenen Alkoholismus. Deshalb sieht man ihn oft an Gelagen mit dem Weingott Dionysios, der die wüsten und dreckigen Verhaltensweisen der verbor-

genen Dämonen im Menschen freischaltet, mithilfe des Rausches des vergorenen Rebensaftes. Die Orgien der Pan-Verehrung fanden wohlweislich nicht in Tempeln statt, sondern draussen, im Wald. Da hatte es Platz für wollüstige Sauereien. Ausserdem hatte man hernach weniger Ärger mit den Reinigungsequippen der auf Hochglanz herausgeputzten Marmortempel der anständigen, seriösen und gesitteten Obergötter.

Niemand der edlen Götterschar auf dem Olymp wollte so richtig rausrücken mit der Vaterschaft des Pan. Als Väter kommen hauptsächlich Hermes, der Götterbote, Zeus, oder sogar der Titane Kronos in Betracht. Einig ist sich die Mythologie weitgehend, dass die Mutter von Pan, als sie ihr ziegenfüssiges, bärtiges und gehörntes Baby sah, die Flucht ergriff. Hermes, soll den verlassenen Säugling auf den Olymp gebracht haben. Da fand man aber, er passe nicht recht zur Genetik der erlauchten Runde, obschon er klar ein Gott war, Sohn von Hermes, Zeus oder sogar vom Titanen Kronos, wodurch Pan sogar ein Halbbruder von Zeus wäre. Alles ein wenig kompliziert. Auf dem Olymp gab man Pan keinen Platz. Hermes musste ihn wieder auf die Erde bringen und deponierte den Hirtengott angeblich in Kreta.



*Marmorskulptur von Pan und einer Ziege in eindeutiger Pose. Gefunden in der Villa del Papiri in Herculaneum, am Golf von Neapel, aus dem 1. Jahrhundert vor Christus. Die Figurenszene ist Teil des Cabinetto segreto, dem Raum mit erotischen Darstellungen des Archäologischen Nationalmuseums in Neapel, wo sie hinter einem Vorhang aufbewahrt wird, der erst ab 14 Jahren gelüftet werden darf. Pan ist der Gott des Verdrängten und Verschwiegenen, das mit Makeup von scheinheiligen, urbanen und religiösen Narrativen Überkleisterte, Rohe, Direkte, Unanständige.*

Pan ist der Ziegenficker. Er hat nicht viel Wahl in seiner Hirteneinsamkeit. Aber er versteht sein Bockswerk. Er ist ungestüm, nicht verklemmt, physisch, zielorientiert und hält nicht viel von Liebesgeschwurbel. Er verrichtet die Liebesarbeit so, wie andere Rasen mähen, ein Gewehr revidieren, oder Rechnungen sortieren. Irgendjemand muss es fachgerecht machen. Verzückt sind die, die dabei Spass

haben. Bei den Nymphen kommt Pan, der Gott der männliche Sexualität, mit seiner ruppigen Datingtechnik nicht so gut an. Sie flüchten meist vor ihm. Eigentlich war Pan verliebt in Selene, die Mondgöttin. Aber dieses zarte Wesen ist eine eingeschworene Kumpanin von Artemis, der wehrhaften Jungfrau und steht auf der Seite der feministisch halbfreibrüstigen Amazonen. Da kann Pan mit seinem Machismo nicht unbeschadet landen.

Pan ist der Gott der Masturbation. Angeblich soll Hermes ihm diese Do-it-yourself-Technik beigebracht haben. Sigmund Freud hatte sicher Freude an der lupenreinen Sublimationsleistung Pans, beim vergeblichem Versuch, die Waldnymphe Syrinx flach zu legen. Auch sie war der Göttin Artemis geweiht und hatte Keuschheit gelobt. Mit Hilfe von Flussnympfen verwandelte sie sich, auf der Flucht vor Pans zudringlichem und uneinvernehmlichem Testosteronschub, in ein Schilfrohr. Da konnte der Ziegenfüssige im unendlichen Schilfgürtel lange stöbern. Schliesslich schnitt Pan aus Rohren des Schilfs unterschiedlich lange Stücke und bastelte sich daraus eine Flöte, die Panflöte. Er benannte sie sehnsüchtig nach der ihm entwischten Angebeteten: Syrinx. Pan hat Geilheit in Musik verwandelt, was zum Beispiel für Göttervater Zeus nicht zutraf. Er war sehr unmusikalisch in dieser Hinsicht.

In der griechischen Welt war Pan keineswegs negativ belegt. Er stand für das echte Urviech, den musikalischen, sinnesfreudigen, tanzenden Verführer. Er war beliebt bei reifen Frauen. Aber sie erlaubten sich kaum, dazu zu stehen. Er war kein Gewalttäter. Nur purer Instinkt. Deshalb zog er Nymphen an, so wie zwölfjährige, viktorianische Britinnen den Rolling Stones zugekreischt, aber dann meist panisch erschreckt die Flucht ergriffen haben, wenn es ernst wurde und zur Sache ging.

Ja, die Panik. Was machen wir damit? Das Wort kommt von Pan. Und was die Mythologie dazu sagt ist folgendes: Das Heiligste in Pans Tageswerk ist sein Mittagsschlaf. Wenn der gestört wird, kann Pan echt sauer werden. Dann versetzt er mit fürchterlichem Gebrüll alle seine Schafe und Ziegen in Angst und Schrecken. Panisch und kopflos stieben sie davon, über Klippen, in Sümpfe mit Krokodilen, direkt vor den Mund von Hyänen, vor die Dreckschnäbel von Geiern, will heißen zu ihrem eigenen Schaden, Verderben und Untergang. Wer Wildheit im falschen Moment weckt, wird es bereuen.

Im Mittelalter haben systemische Büro-Christen die Angst vor der antiautoritären Wildheit von Pan so erledigt, dass sie ihn zum Teufel erklärten. Sein Bild wurde

zum Zeichen des Bösen. Ziegenfüssig, schwerhändig, pelzig, gehörnt. Wollust wurde sorgfältig stigmatisiert, zu Gunsten der züchtigen, heiligen, anständigen Familie, wenigstens solange, bis die Kinder die ersten Schallplatten nach Hause brachten: Sympathy for the devil. Hells Bells. Thriller, My friend the Satan, danach in Freisexkommunen ausflippten, um wieder etwas später aus Reue für die Sünde ihrer Wildheit weihrauchgeschängerten Freikirchen anzuhängen, sich mit Zwangsspenden salbungsvoll abzubüßen, oder sich sonstwie in selbstgerechtem Gutmenschentum zu verkriechen und den armen Negern zu helfen, weil wohl-tätige Selbstverleugnung überall gern gesehen ist.

Aus Pan kann man auch einen Heiligen machen. Er ist dann der sinnesfreudige, musische Naturmensch, tierfreundlich, ländlich, sorgsam, autonom, selbstbestimmt. Vielleicht etwas zu wenig urban-solidarisch für Hochhäuser und solche, die in Mietkasernen nisten. Aber mit tierischem Power, Ausdauer und knallharten Prinzipien. Keiner stört meinen Mittagsschlaf! Pan ist nicht verloren in seiner Einsamkeit. Eremit schon, aber nicht melancholisch.

Die Krux mit dem Gott Pan ist, dass er gestorben ist. Das war lange vor Nietzsche. Die Grundfrage bleibt bei Pan aber dieselbe: Wie kann ein Unsterblicher sterben? Oder:

Woran? Was steht auf dem Totenschein eines unsterblichen Körpers? Wie ist es möglich, dass ein Ewiger fertig hat? Was wir aus der Mainstream-Geschichte darüber wissen, ist derzeit dies: Aus Wikipedia:

*"Plutarch überliefert, dass zur Zeit des Tiberius ein ägyptischer Steuermann namens Thamus vor der griechischen Küste eine Stimme gehört habe, die ihm befahl, in Palodes kundzutun, dass „der große Pan gestorben sei“ (Ο μέγας Πάν τέθνηκε Ho mégas Pàn téthnēke). Sobald das Schiff auf der Höhe von Palodes gewesen sei, habe der Steuermann die Nachricht über das Wasser gerufen, wonach ein Wehklagen vieler Stimmen zu hören gewesen sei. Nach der Rückkehr habe Tiberius davon gehört und die Geschichte so ernst genommen, dass er Untersuchungen anstellen ließ. Somit wäre Pan „der einzige Gott, der in irdischen Zeiten starb.“*

Es ist seltsam, wie Pan aus der Menschheits- und Göttergeschichte einfach verduftet, abhaut, untertaucht. Hätte er es, der Hirte und Gott der Ganzheit, der die ganze Herde zusammenhält, nicht verdient, dass man über seinen Tod zumindest einige Vermutungen und Verdächtigungen und Verschwörungstheorien dichtet? Mir kommt gerade nur diejenige in den Sinn, die besagt, dass Pan nicht gestorben ist. Er hat sich bloss aufgeteilt, oder wurde von den Christen aufgespalten, halbiert, in die metaphysische, geistige Figur von Jesus und in die sinnlich-fleischliche Seite des Teufels. Über diesem Abgrund von Zerrissenheit hängt der Homo sapiens seither.



*Pan bringt dem Hirten Daphnis das Spiel auf der Syrinx bei. Daphnis, der Findelknabe, dessen Name "Lorbeerkind" bedeutet, ist der Sohn von Götterbote Hermes und einer Nymphe. Kopie einer hellenistischen Skulptur aus dem 1. Jahrhundert vor Christus, gefunden in Pompeji.*

## THEATER

*Der tägliche Mühlstein geht unter  
im rauschenden Getümmel.*

Ort: Vor der Villa Zacharo, in Skala, dem Hauptort und Hafen von Patmos. Unter dem Baldachin aus Reben. Ein Mann kommt daher und setzt sich neben zwei andere, die schon plaudernd bei einem Glas Wasser zusammen sitzen.

Aristophanes: Darf ich?

Danielos: Aber bitte, gerne.

Sokrates: Aristophanes, was ist jetzt schon wieder?

Aristophanes: Es tut mir leid, dass ihr mich als störend empfindet.

Sokrates: Störend ist das falsche Wort. Es zieht sich bei dir alles in die Länge, weil du immer gleich Theaterstücke ablieferst, die eine Stunde dauern.

Aristophanes: Du bist ein wahrhaftiger Hellseher, Sokrates. Ich wollte doch tatsächlich Dir und Danielos eben von meinem neuen Werk erzählen.

Danielos: Da bin ich aber gespannt.

Sokrates: Ich ahne schon was jetzt kommt. Bestimmt kommt jetzt seine Komödie "Die Ziegen" zur Sprache, die so brutal durchgefallen ist bei den Dionysien.

Danielos: Stimmt das, Aristophanes?

Aristophanes: Ich schreibe nicht, damit ich nicht durchfalle bei der Kritik. Das hat Sokrates nie kapiert. Mein Selbstwertgefühl rinnt aus der süßen Schmach unverstanden zu sein, weil überall in den Juries und Ämtern Unfähige sitzen.

Danielos: Dann stimmt es also.

Sokrates: Klar stimmt es. Ich kennen doch Aristophanes. Die Ziegen hatten am Schluss in einem solchen Chaos geendet auf der Bühne, dass niemand wusste, ob der Chor besoffen ist oder im Text etwas fehlt. Es war die unfertigste Komödie die ich je gesehen habe.

Aristophanes: Falsch! Es war alles minutiös geplant. Genau so. Keiner hat etwas begriffen, wenn plötzlich Worte fehlten im Text. Das war Absicht. Das stand so im Text. Ich habe das

Unfertige zur Vollendung gebracht.

Sokrates: Der Text brach manchmal mitten im Wort einfach ab und die Leute meinten der Schauspieler habe den Text vergessen.

Aristophanes: Es war alles genau so geplant.

Sokrates: Man muss es den Leuten eben erklären, wenn ein Text abbricht. Man muss ihnen sagen, dass er mit Absicht abbricht.

Aristophanes: Nein! Eben nicht! Dann ist der Abbruch ja gar kein Abbruch mehr.

Sokrates: Wie dem auch sei: Ich will jetzt nicht wieder mit dir, Aristophanes, darüber streiten. Ich glaube, du musst dich entscheiden ob du dein Publikum für komplett verblödete Vollpfosten halten willst, oder für intellektuelle Hochleistungssportler.

Aristophanes: Ich schreibe nicht für ein Publikum, sondern für eine Sache.

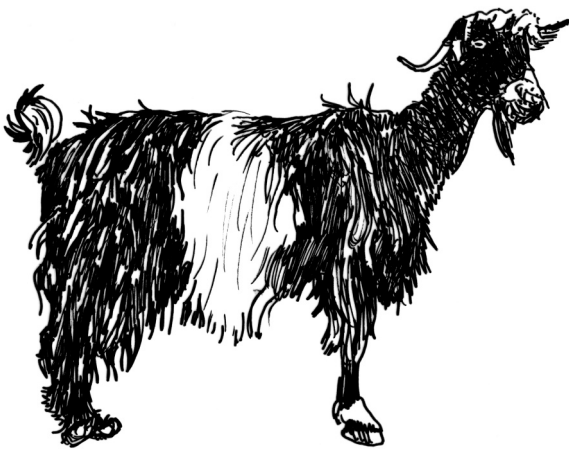
Danielos: Halten wir es doch so: Wir schauen uns das Stück zunächst einmal zusammen an und dann können wir uns nachher noch darüber unterhalten. Ich kenne das Stück nämlich noch nicht.

Sokrates: Oh, du Glückseliger! Es ist, den Göttern sei dank, verschollen. Du wirst verschont bleiben.

Aristophanes: Es ist nicht verschollen. Es ist einem bestimmten Narrativ zum Opfer gefallen.

Danielos: Welchem Narrativ?

Aristophanes: Dem der Ziegen.



## KALIKATSOU

*Jeder Mensch bröckelt zu Asche.*

Ich fahre mit dem Auto nach Grikos, zum Steinbruch, südlich von Profitis Elias, dann zum pitoresken Felsen Kalikatsou an der Petra-Bucht. Es sind Liegestühle aufgebaut und Schirme geöffnet, aber kein Mensch ist da. Nur die Fahne von Griechenland knattert stramm im Wind und die gelbe Flagge mit dem schwarzen, doppelköpfigen Adler der byzantischen Kirchenfürsten. Es ist bedeckt, regnet aber nicht mehr. Ich spaziere über das wie körniges Wasser zerfließende Kugellager-Kies zu dem markanten Felsen, der wie das Trümmerstück einer eingestürzten Skulptur aus dem Meer ragt. Kalikatsou ist der Name eines Vogels, der hier genistet haben soll. Vermutlich handelt es sich um die Elster, *Pica pica*, die in ganz Griechenland bekannt ist. Mit der auffällig schwarzweissen Zeichnung und dem langen, blaudunkelgrün metallisch schimmernden Schwanzfedern ein unverwechselbares Tier. In vielen Kulturen erzählt man sich Geschichten über diesen auffälligen Vogel. Im christianisierten Europa bezeichnet man ihn als diebisch, teuflisch, weil er glitzeriges Zeug und Schmuck in sein Nest trägt. Auch mit Hexerei und

Todesahnungen wird der Vogel in Verbindung gebracht. Andere Kulturen, wie in Korea, erzählen, dass, wenn Kinder einen Zahn auf das Hausdach legen, der Vogel einen neuen Zahn bringt. Er gilt in Asien als Glücksbringer, weil er für gute Entwicklungen und Wachstum steht.

Der zerklüftete Block Kalikatsou besitzt höhlenartige Vertiefungen, die einst als Einsiedeleien gedient haben sollen. Es sind Spuren eines antiken Tempel zu sehen. Man spricht von einem Aphrodite-Tempel. Reste von Fundamenten sind im Meer zu erkennen. Von einer Seite her betrachtet, sehen die Löcher des Felsens aus wie Augenhöhlen des Schädels eines Gorillas, oder von einem Urmenschen. Als ich den Felsen erkunde, entdeckte ich, dass überall in den Höhlen weiße Papiere liegen mit braunen Spuren darauf, die leicht zu entziffern sind. Ich kehre um. Das ist also die Toilette hier.



Über Patmos schwebt ein typischer Griechische-Inseln-Frühjahrsduft; ein würziges Parfum, das ich schon von Kos, Kreta, Rhodos kenne. Es ist nicht erdig-wässerig-süss sondern luftig, trocken-curryartig, heuartig, wie Hanfblüten, oder wie die getrockneten Blätter des Bockhornklees, Griechisch Heu. Eine leicht schweissige Salznote ist ebenso enthalten, wie der Geruch vom Haarfett der sonnenversengten, zotteligen Inselziegen.

Der Hunger treibt mich quer durch das Eiland erneut nach Kambos, wo ich gestern schon war. Das Wort Bohnensuppe hatte mich schon seit dem Morgen umtänzelt und so war klar, wohin die Reise gehen musste. Ich bin wie gestern der einzige Gast in der Taverna. Die Szene ist exakt dieselbe: Panagos rüstet irgendwelches Grünzeug und Manolis sitzt bei ihm und leistet Gesellschaft.

Ich fühle mich schon wie ein Stammgast, als mich Panagos etwas verschmitzt begrüsst. Ich hätte wahrscheinlich gar nicht bestellen müssen. Er weiss worum es geht. Ich verrate ihm, dass mich sein gestriger Menuvorschlag Bohnensuppe durch die ganze Nacht in den Träumen hartnäckig verfolgt hätte, bis ich schliesslich kapitulierte, nachgab und deshalb hier sei. Ein Glas Rotwein und Wasser bitte dazu. Was er denn da rüste? Panagos sagt: Chrissamo, ein Wildgemüse, ähnlich wie Kapern. Es sei ein Wildgemüse, das man in der Nähe des Meeres pflückt. Nur we-

nige Tage im Frühjahr könne man Chrissamo ernten. Dar- aus macht er Pickles, die in Essig eingelegt das ganze Jahr halten.

Sein Kollege Manolis trinkt aus einem Glas mit milchig trübem Ouzo und raucht genüsslich eine Zigarette. Er ist dafür zuständig, jeden vorbeikeuchenden Lastwagen, jeden rumpelnden Töff, jede sonstige Karre und die wenigen Fuss- gänger zu salutieren. Dies scheint für eine Vollbeschäfti- gung vielleicht etwas wenig Workload, aber man weiss ja nie: Vielleicht erscheinen plötzlich grössere Prozessionen. Bei gewissen Zweirädern ist man, weil ihnen der Schall ängstlich voraus eilt, vorbereitet. Sie kündigen sich mit der individuellen Signatur eines Geknurren oder Gescheppers aus der Ferne an. Fachmann Manolis weiss lange im Vor- aus, wer in einer Viertelstunde vorbeidröhnen wird. Die meisten Gefährte hupen ausserdem zum Gruss. Panagos verschwindet in der Küche mit den Worten. "Dann werde ich jetzt die Bohnensuppe zubereiten."

Schon nach fünf Minuten ist die Bohnensuppe da, ser- viert in einer weiten hohen Schale. Dazu zwei Stücke knusp- riges Brot in einem Korb. Ich bin mir bewusst: Es ist eine besonders teuflische Form von Terrorismus, vor hungrigen Leserinnen und Lesern über Köstlichkeiten des Essens zu berichten. Es ist aber eindeutig besser, dass sie beim Lesen

tapfer bleiben und erst nachher selber etwas zu Essen suchen. Vielleicht inspiriert sie die hier aufgelesene Bohnensuppe. Sie ist dickflüssig auf Basis von frischen Tomaten. Grosse weisse Bohnen sind es, lange weichgekocht. Einige die aufgeplatzt sind, binden die Suppe. Es hat wilden Fenchel drin, Zwiebeln, Karotten und Petersilie und alles ist sehr unauffällig gewürzt. Das heisst, dass nichts heraus sticht. Das Panoptikum der Suppe ist voll ausgemalt, sodass es keine Leerstelle im odoro-gustativen Akkord gibt und nichts nachzuwürzen, auch kein Salz, oder Pfeffer, die mitserviert sind. Bei guten Köchen ist Zurückhaltung angebracht. Man kann Essen mit eigenen "Ideen" nur verpfuschen. Ob es Wiesenbärenklau als Gewürz drin hat? Vielleicht ist es nur die Erinnerung an andere köstliche Bohnensuppen in Ägypten und Iran, die dieses luxuriöse und leicht harzige Aroma dazu addieren.

Auf dem Tisch beim Wirt und seinem Assistenten liegt der Zweig eines Strauches mit weissen Blüten und lanzettartigen, derben Blättern, ähnlich wie Oleander. Manolis hält diesen Zweig ab und zu an seine Nase und schnupert daran. Ich sehe, dass gleich auf der anderen Seite des Platzes ein Strauch mit solchen Blüten steht. Er ist dicht belaubt aber nicht hoch aufschliessend wie Oleander. Während ich esse erhebt sich der Salutierbeauftragte Manolis von seinem Stuhl und nimmt den Blütenzweig in seine

Hand. Ich frage ihn, als er an mir vorbeigeht, was es für eine duftende Blume sei. Aber er versteht kein Englisch, oder Deutsch. Er zeigt lachend auf die Staude auf der anderen Strassenseite und dann legt er mir das Blümchen hin und verabschiedet sich. Panagos sagt mir, dass diese Pflanze hier Angeliki genannt werde.

Weil ich offenbar einem kundigen Wildpflanzenkenner begegnet bin, fasse ich nach einigen Löffeln Bohnensuppe Mut und frage, ob man denn hier auch eine Wildpflanze sammle, die Kafkalithres heisse. Der Name sagt Panagos aber zunächst nichts. Ich erkläre weiter, dass ich eine solche Blume einmal in Delphi gefunden hätte und später erfuhr, dass es ein schon seit der Antike bekanntes Gemüse sei und ein Heilkraut zugleich, aus welchem ich mit meinem Freund Thomas vor drei Jahren ein homöopathisches Medikament gemacht habe. Leider hätte man mir bisher noch nie in einem Restaurant Kafkalithres angeboten, auch sah ich es noch nie auf Märkten. Nur eine greise Strassenverkäuferin beim alten Hafenmarkt von Piräus hat mir gesagt, dass sie Kafkalithres kenne, aber leider gerade nichts davon bei sich habe.

Panagos überlegt. Er geht in die Küche, um meinen Kaffee zuzubereiten. Den bringt er, und dazu ein Glas-Schälchen mit zehn halbdurchsichtigen, bernsteinfarbigen Früchten, in einer köstlichen, süssen, schweren Sauce wie aus

Yasmin und Honig. Ich dachte zunächst an kleine Pflaumen. Einfach köstlich. Panagos sagt: Es sind Trauben und lacht.

Ich zeige ihm einen kleinen Zettel, auf dem ich ihm den lateinischen Namen von Kafkalithres aufgeschrieben habe: *Tordylium apulum* und eine kleine Zeichnung dazu mit einer Blüte und einem Blatt. Fast beiläufig sagt er dann: "Ich kenne Kafkalithres." "Ach ja?" Ich bin ein wenig erstaunt, denn ich sagte doch vorher Kafkalithres. Ja, Kafkalithres. Ob er davon hätte? Ja, in der Tiefkühltruhe. Er mache damit Gemüsekekchen, eine Art Quiches, das habe ich schon gehört, aber vor allem breite Bohnen mit Kafkalithres. Ich werde ein Kind und beginne zu müdeln (schweizerdeutsch für drängeln). Können sie das zubereiten für mich? Ja klar, sagt Panagos. Aber nicht morgen. Erst übermorgen, am Donnerstag, um 13 Uhr, wie heute.



## DIE ZIEGEN - TEIL 1

*Das Fernsehen hilft den Kindern,  
sich vom Verstand zu erholen.*

Fragment 1 der Komödie "Die Ziegen" von Aristophanes, ca. 380 vor Christus entstanden. Vermutlich aus der Einführung, gesprochen von der Oberziege Amaltheios

Amaltheios: Liebe Mitziegen und Mitzieger\*Innen. Wir sind heute zusammen gekommen um über zwei drängende Dinge zu reden. Zuerst das Wichtigste. Wir haben von Ziegenböcken einen Vorschlag erhalten wie wir das Gendern neu regeln können. Wie ihr alle wisst, ist den Ziegenböcken nicht klar, weshalb sie als Böcke von Ziegen bezeichnet, also als geschlechtliche Anhängsel von Ziegen herabgewürdigt werden mit einem Possesiv-Genitiv. Böcke der Ziegen. Die Böcke möchten darauf bestehen dass sie den Ziegen nicht gehören und nicht nur auf ihr Geschlechtliches reduziert werden wollen.

Deshalb schlagen sie vor, dass eine männliche Ziege in Zukunft einfach der Ziege heisst und die weibliche Ziege die Ziege, wie bisher. Die Veränderung auf männlich 'der Zieger' und weiblich 'die Ziegerin' finden die weiblichen Ziegen nicht akzeptabel, weil 'Ziegerin' ja nur eine Erweiterung von Zieger ist, wenn schon 'Ziegenin' richtig wäre aber 'die Ziege' kürzer und sparsamer ist.

Nun werden sich aber alle bange fragen: was ist mit den Transgenderziegen? Neutrum 'das Ziege' wurde bereits abgelehnt, weil nämlich das Endgeschlecht darin nicht ersichtbar ist. Deshalb werden wir ein weibliches Zieger zukünftig als 'die Zieger' ansprechen und männliche Ziegen als 'der Ziege'. Darüber wurde lange nachgedacht. Bitte enthält euch blöder Zwischenbemerkungen wie Ziege Jehovas und so. Wir müssen den Ernst der Lage für unsere transsexuellen Ziegen resilient und achtsam würdigen. Es sind unsere Mitziegen. Und kein Blah-Blah-Mek-Mek sondern nur eine nachhaltige, metasexuelle, übergeschlechtliche Solidarität bringt uns vorwärts.

Chor der Ziegen: Mek-Mek. Blah-Blah.

Amaltheios: Nun zum zweiten Problem. Liebe Mitziegen\*Innen und Zieger. Wie ihr wisst, leiden wir auf unserer Insel Patmos unter einer fürchterlichen und chronischen Überbevölkerung. Die Ressourcen sind beschränkt, weil jede Insel bekanntlich am Ufer zum Meer endet, so wie der Tag an die Nacht grenzt. Die Effekte der Überbevölkerung sind sichtbar. Alles, was essbar ist, ist abgefressen, und weil alles Essbare abgefressen ist, wächst es auch nicht mehr nach. Alles was übrig bleibt, ist giftiges Gestrüpp, das wir nicht essen können.

Chor der Ziegen: Oh-Mek-Mek-Je. Jek-Blah-Blah-Oh

Amaltheios: Wir wollen jetzt nicht lange rumlavern weil alle wollen ja die Tageschau nicht verpassen. Jedenfalls gibt es im Grund genommen nur zwei Strategien. Erstens: Dass wir alle Ziegen mit einem neuartigen, genmanipulierenden Vakkzin impfen. Von da an kön-

nen geimpfte Ziegen, Zieger und ... usw. auch die giftigen Pflanzen problemlos essen und unsere existentiellen Hungerprobleme sind damit Geschichte. Will heissen. Vergessen.

Chor der Ziegen: Essen. Essen. Essen

Amaltheios: Die zweite Strategie ist die, dass wir die halbe Insel zum Schutzgebiet erklären, damit da wieder etwas Essbares nachwachsen kann für die nächsten Generationen. Wir werden eine riesige Mauer machen mit elektrisch sehr positiv geladenem Stacheldraht, sodass keine Ziege, Zieger oder Ziege lebendig darüber springen kann. Ist das verstanden? Gut, wer meldet sich als Ranger für das Schutzgebiet?

Alle Ziegen strecken auf mit ihren Hufen.

Amaltheios: Alle?

Chor der Ziegen: Alle. Alle. Ziegen, Zieger und Ziegen.  
Sternchen. Innen.

Amaltheios: Gut. Das habe ich mir schon gedacht. Dann ziehen also alle Ziegen sofort in das Schutzgebiet.

Einzelziege des Chors: Wenn das so ist, lieber Ziegenboss Amaltheios, dann bleibe ich doch lieber hier im Nichtschutzgebiet.

Eine Hälfte des Ziegenchores tritt einen Schritt vor.

Chor: Wir auch. Wir bleiben. Wenn das so ist.

Amaltheios: Na. von mir aus. Dann machen wir also Halbe-Halbe. Das ist doch ein guter Kompromiss. Nicht wahr? Und gegen das Impfen wird eh niemand etwas haben. Wir wollen ja schliesslich überleben. Noch was?

Eine Ziege des Chores: Ich habe noch eine Frage.

Amaltheios: Ja?

Frageziege: Warum können wir die Mehrzahl von Ziegen nicht von "die" auf "der" ändern. Es ist ja nicht so dass ein Mann, wenn er mit einem anderen zusammen ist plötzlich in der Mehrzahl eine Frau ist, also zu 'die' wird. Und, weil es ja auch mehrere Zieger geben kann, macht es doch keinen Sinn sie als Gesamtheit mit 'die', also dem weiblichen Pronomen, zu bezeichnen.



## UNTER TAMARISKEN

*Mit schönen Abendkleidern  
und tollkühnen Socken  
sucht jeder sein Lebenselement.*

Drei Tage voll trüber, nasser Düsternis sind vorüber. Endlich wieder Sonne, blauer Himmel, vorbeirauschende Wolken, stürmisch, wild. Ich fahre zu Agios Nikolaos im Nordwesten. Die Strasse endet hoch über der Beach bei einem bröckeligen, zerzausten Kapellchen. Patmos ist die Insel mit der gefühlt höchsten Kirchendichte pro Einwohner. Es gibt hier über 400 davon.

Ziegenbauern sind dabei, Wasser und Futter für ihre Tiere bereit zu machen. Die zotteligen, langhaarigen Viecher sind in Einzäunungen aus rostigem Wellblech eingesperrt. Es gibt noch zu wenig Futter draussen. Eben erst blühen die dornigen Wolfsmilchbüsche und sehen aus wie knallgelbe Nadelkissenpolster, die in der Landschaft verstreut sind. Man erkennt sofort, dass die Vegetation geprägt ist vom Frass der Ziegen. Wo ein Landstück abgezäunt ist, sieht die Pflanzenwelt völlig anders aus. Pro Kirche gibt es hier zehn Ziegen, hat mir Jakovos, gesagt,;

also etwa 4000. Der lokale Ziegenfrischkäse ist ungesalzen, mild, körnig und sehr erfrischend mit Kräutern und Oliven und ein paar Tropfen Olivenöl. Für Schweizer fehlt der anregende und vielversprechende Gestank. Es ist deshalb fraglich, ob die lokalen, hochweissen Ziegenmilchprodukte in Alpennähe als Käse durchgehen würden. Eher nicht.

Ich fahre zurück nach Kambos und von der Anhöhe des Dorfes hinunter zum Strand. Das Wasser ist auf der windabgewandten Seite der Insel spiegelglatt und klar. Als ich im Schritttempo den Strand entlang fahre, winkt mir aus einer Taverne ein junger Mann zu, wahrscheinlich weil ich so langsam fahre und etwas verloren scheinere als einziger Besucher weit und breit. Die Tische der Taverne sind gedeckt und ein paar Liegestühle am Strand bereitgestellt auf dem Kies. Für wen die das machen? Ich fahre ein Stück weiter, dann drehe ich, vielleicht aus Mitleid, um und parke neben der Taverne, Sea 'n Sun mit Namen.

Ich nehme Platz im Halbschatten eines alten Baumes. Trinke einen Kaffee. Den Kellner frage ich, ob er Nico kenne, den Mann der besten Freundin meiner Schwester. Ich solle seinen Vater fragen, erwiedert er. Sein Vater kommt sogleich zu mir. Nico Gamparisi? Oh, von denen gibt es hier eine ganze Reihe, lacht er. Ich solle oben in Kambos im Aroma fragen. In der Bar, die so heisst.

Nico hätte ein Boot, das Mosca heisst, präzisiere ich.

Nun kennt er ihn. Aha, dieser Nico! Ja, der wohnt "upstairs". Upstairs? Was das bedeutet? Na, oben im Dorf Kampos. Der Wirt erinnert sich auch an Rita, die beste Freundin meiner Schwester, die doch der eigentlich Grund ist, weshalb ich hier in Patmos bin. Obwohl ich nicht sicher bin, ob man dies Grund nennen darf. Vielleicht Anstoss? Genügt es aber als Anstoss, wenn der Name von Rita im Gespräch mit meiner Schwester auftaucht, wegen den Steinen von Lambi und wegen meinen Steinen von Telendos im Buch "Die Schiffswürmer"? Wenn man diese Ereignis-Perlen als folgerichtige kausale Kette auffädelt, scheint es als Sinn zu genügen, dass ich hier bin. Schicksalshafte Konsequenz. Niemand aber weiss, warum das Sinn machen soll. Sinn ist ein Sache, die man vermutlich nur mit den Eingeweiden versteht. Nicht mit dem Hirn.

Bei stahlblauem Himmel und faustdicker Sonne, braust der Wind und zerrt in den Bäumen und jault. Schatten tanzen auf dem Boden und auf den Tischen mit dem Glitzern der Wellen um die Wette. Knorrige alte Bäume mit feinen Haarbüschelblättern lassen ihre Frisuren föhnen. Es sind Almiriki, eine Tamariskenart, die sehr widerstandsfähig ist auf salzigen Böden. Eine uralte Kulturpflanze des Menschen, schon bei den Sumerern wurde sie gepflanzt

als Schattenspender für Festgelage und Businessmeetings. Auch in der Bibel wird der Baum erwähnt. In Moses 1: "Abraham pflanzte einen Tamariskenbaum in Beer-Sheva und predigte dort." Oder in 1. Samuel 22: 6 : "Und es kam vor Saul, dass David und die Männer, die bei ihm waren, von sich reden machten. Und Saul saß zu Gibeon unter dem Tamariskenbaum auf der Höhe, den Spieß in der Hand, und alle seine Knechte standen um ihn."

Man thronte damals als König noch im Freien in der Höhe. Das ergab sicher auch eine etwas andere Politik als heute. Wenngleich in diesem Falle von Saul eine unheilvolle. Weil er nämlich in den zitierten Bibelversen gerade dabei ist alle Priester von Nob und auch dazu all deren Frauen, Kinder und sogar Schafe niederzumetzeln und auszulöschen, weil der depressive König Saul sauer ist, dass sein Sohn, der Strahlemann David, sich von ihm abgewendet hatte.

Jedenfalls ist die Tamariske als Palaverbaum so bekannt in Nahen Osten und Mittelmeer, wie der Safoutier im Kongo. Die Almiriki mussten schon vieles anhören. Nicht auszudenken, wenn eines Tages bekannt würde, dass Bäume den Schall des gesprochenen Wortes in ihrem Xylem aufzeichnen.

Jäh kommt ein riesiger Bus angefahren, ein blitzblanker Strassenwalfisch, blendend weiss, frisch gewaschen mit einer Ladung Touristen in seinem Bauch. Der metallene Maul-

brüter spuckt seine Brut aus. Alle Insassen sind weit über 50 Jahre alt, einige davon schlecht zu Fuss. Aber alle adrett wie zum Sonntagsausflug gekleidet. Ich frage mich, ob es den Touristen auffallen wird, dass sie hier wie Gestrandete, oder Herabgebeamte von einem anderen Planeten wirken. Das hat was. Es ist ein Traumschiff-Raumschiff in Skala gelandet. Die schwimmende Stadt liegt draussen vor dem Hafen vor Anker. Es ist eine sechsstöckige Luxus-Legehennenbatterie auf einer 200 Meter langen Stahlwanne. Im Nu sind alle Tische besetzt und die Kellner zickzacken wie Ameisen, um die Wünsche der angerosteten Kreuzfahrer zu befriedigen. Einige haben die FFP2-Maskenvisiere geschlossen. Die Gruppe ist aber friedlich unterwegs. Das für Tamariskenbaum Habitate typische Geplapper hebt an.

Stämme von alten Almirikibäumen sind an der Basis mit einem Rhomben-Netz aus Rinde überzogen. Die borkigen Seilstränge ziehen sich den Stamm hinauf bis zu den jungen Ästen, die glattrindig und kahl sind, dafür flexibel wie Fischerruten. Abgeschnittene Äste sind an Schnittflächen überwulstet und rasch zugewachsen und lassen den unteren Stammteil verbeult aussehen. Diese Bäume sind in Patmos weit verbreitet. Man sieht sie an jeder Beach in der vordersten Reihe stehen und sie spenden angenehm gesprenkelten Schatten für Badegäste.

Ich verziehe mich an die Beach auf einen der Liegestühle. Am Strassenrand sind nun schon vier dieser Walfischbusse geparkt. Das Kreuzfahrtschiff kommt, wie mir ein Mann mit blauer Operationsmaske sagt, ursprünglich aus Fort Lauderdale, dann ab Athen, über Rhodos hierher und dann nach Haifa oder so. Jedenfalls auf dem Meer. Heute morgen nach der Anlandung habe man das Johanneskloster heimgesucht, jetzt hierher und am Abend gehe es mit dem Schiff weiter.

Ich wage es, meine Jeans auszuziehen, weil ich darunter heute morgen vorsorglich eine Badehose angezogen hatte. Die Sonne wärmt. Ich mache zuerst die Füsse nass und als die Kreuzfahrtfische in den Maulbrüterbussen wieder Platz genommen haben und weggefahren sind, lege ich mich sogar ganz ins kalte Wasser. Ich überlege, ob ich statt kalt das Adjektiv erfrischend riskieren könnte.

Dann palavere ich wegen den Tamariskenbäumen noch ein bisschen mit dem Chef des Sea 'n Sun, der auch Jakovos heisst, und der mir zwei grosse Gläser Ouzo spendiert, sodass ich aus verkehrssicherheitstechnischen Gründen schon bald heimfahren muss, bevor Dionysos meine Erinnerungen an den Verkehrskundeunterricht zerfleddert.

## DIE ZIEGEN - TEIL 2

*Tag und Nacht sind Kameramänner  
beschäftigt mit den Sendepausen.*

Fragment 2 der Komödie "Die Ziegen" von Aristophanes,  
Entstanden vermutlich um 380 vor unserer Zeitrechnung.

Amaltheios: Wie steht es, lieber Ziegenbuchhalter Kritzlios, mit der Herde?

Kritzlios: Es sind wieder vierzehn Zieger, zehn Ziegen, fünf Zieger und zwei Ziegen umgekommen.

Amaltheios: Das ist schrecklich. Aber warum so kompliziert? Warum vierzehn Zieger und dann noch zwei Zieger. Man könnte doch einfach vierzehn und zwei zusammen zählen dann gibt es sechzehn Zieger.

Kritzlios: Eben nicht! Weil die zwei Zieger sind männliche Ziegen. Die vierzehn anderen aber weibliche Zieger.

Amaltheios: Wie?

Kritzlios: Die Böcke!

Amaltheios: Ach so! Aber kann man denn nicht alle männlichen Ziegen zusammen fassen, obschon sie vielleicht ursprünglich ein anderes Geschlecht hatten. Einfach für die Statistik

Kritzlios: Man kann schon.

Amaltheios: Aber?

Kritzlios: Es verfälscht die Statistik und macht uns für Schwurbler, Skeptiker und Verschwörungstheoretiker angreifbar. Ausserdem sind das eine Männer und das andere Frauen. Nur ihr Geschlecht ist etwas anders.

Amaltheios: Warum anders?

Kritzlios: In der Buchhaltung muss man nicht wissen warum, sondern nur wieviel.

Amaltheios: Dann also: wieviel?

Kritzlios: Es sind insgesamt einunddreissig Ziegen verhungert.

Amaltheios: Verhungert finde ich etwas hart und ungünstig ausgedrückt. Können wir nicht einfach neutral sagen sie seien verstorben.

Kritzlios: Okay, verstorben.

Amaltheios: Und wieso sind diese Einunddreissig gestorben? Verhungert darf man nun also nicht mehr sagen, nicht wahr?

Kritzlios: Genau. Wir könnten, um bei der Wahrheit zu bleiben, einfach sagen die Todesursache sei Untergewicht.

Amaltheios: Quatsch. Das ist doch viel zu deutlich: Man verrät ja alles. Das macht so keinen Sinn in der Statistik.

Kritzlios: Haben sie einen besseren Vorschlag, verehrter Oberzieger Amaltheios?

Amaltheios: Ja, hochgeachteter Ziegenbuchhalter Kritzlios. Wir könnten sagen. Aehhm. Ach wie dumm. Jetzt ist es mir gerade entfallen. Ich hatte den Gedanken am Schwanz gepackt, und dann lässt das Tier seinen Schwanz fallen, wie die Eidechsen. Verstehen sie? Und weg ist das schwanzlose Gedankenreptil.

Aber sagen sie, verehrter Kritzlios. Wie hat sich denn der Tod der Tiere geäußert?

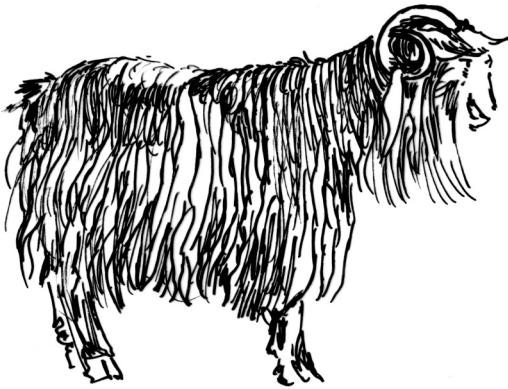
Kritzlios: Eben gerade nicht hat er sich geäußert. Sie waren ja tot.

Amaltheios: Dann können wir also mit Fug und Recht sagen, dass sich seit gestern einunddreissig Ziegen nicht mehr geäußert haben.

Kritzlios: Korrekt.

Amaltheios: Aber das ist doch keine Pressemitteilung wert, wenn sich eine Anzahl Ziegen nicht mehr äussern.

Kritzlios: Meine Worte.



## VON WOLLIG-FÄDIGEM

*Im Restaurant werden satte Mäuler gestopft.  
Zum Trank erheben sich die Gläser.*

Gestern ist mir etwas Eigenartiges aufgefallen. In der letzten Strassenkehre vor der Anhöhe des Johannesklosters in Chora, sah ich am rechten Strassenbord, da, wo der Abhang jäh abfällt, eine Aufforstung junger Kiefern, *Pinus halepensis*, an deren dünnen, schwarzen Stämmen ich etwas entdeckt hatte, was mich verwunderte. Die Rinde war überzogen mit einem weissen Flaum, der sich in wolligen Strähnen im Wind bewegte. Von weitem sah es aus wie Zuckerwatte, die in den Ritzen der Borke klebt. Das will ich mir heute in Ruhe anschauen.

Tatsächlich. Da sind sie noch immer, diese Triebe und Jungstämme mit dem leuchtend weisshaarigen Belag. Ich lasse meinen Fiat Panda an einer Ausfahrt stehen und gehe zu Fuss zurück zu der Stelle, wo es eine Gruppe der Jungkiefern im Unterholz grössere Baume gibt, die mit dem Gewölle überzogen sind. Es ist das klebrige, fluffi-

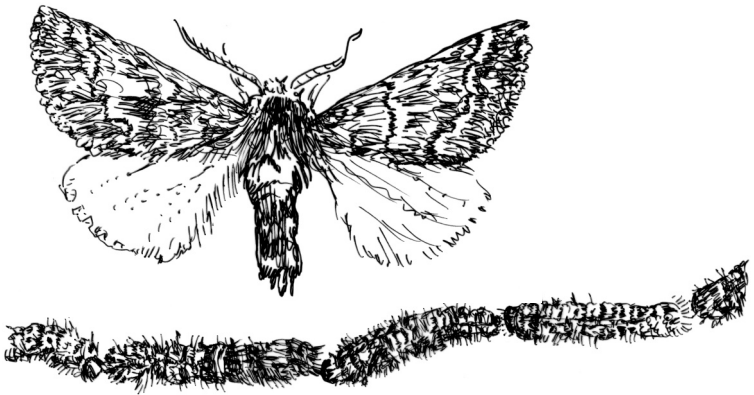
ge Exkret einer Laus, die in den Ritzen der jungen Rinde saugt. Im flockigen und fädig klebrigen Exkret befinden sich winzige gelbliche, tönncchenförmige Objekte, die zu klein sind für meine Augen, um Genaueres auszumachen. Ich pflücke etwas von der Zuckerwatte mit den Fingerkuppen und steckte sie prüfend in den Mund. Der Geschmack ist nicht süß, wie bei Blattläusen, sehr neutral, auch nicht harzig. Ich zupfe einige Flocken ab, die mich an steifen Eiwissschnee erinnern, gebe sie in einen Plastiksack und mache ein paar Fotos.



*Kiefernwoolläuse ohne ihre Wolle, sozusagen geschoren, nackt. Diese urtümlichen Insekten, ca. 150 Millionen Jahre alt, verstecken sich unter der Wolle ihrer Exkremete, in den Ritzen der Borke ihrer Futterpflanze. Sie sind zwei Millimeter klein, junge Stadien von Auge kaum sichtbare, gelbliche Punkte.*

Auf dem Rückweg zum Auto sehe ich an einer Kiefer das faustgrosse Gespinst des gefürchteten Kiefernprozessionsspinners, *Thaumetopoea pinivora*. Die kugelige Wohnkapsel der Raupen ist mit festen Fäden an einem Astende montiert. Man sieht darin Kotkugeln der Raupen. Die Bewohner will ich nicht stören. Prozessionsspinner passen

bestens hierher an die Prozessionsstrasse hinauf nach Chorra zum Johannes-Kloster, und hinunter zur Höhle des Johannes. Die Frage ist allerdings, wer von denen die Spinner sind.



*Der Kieferprozessionsspinner-Falter und eine Prozession seiner Raupen.*

Ich fahre zur Kambos Beach. Man ist da in der Taverne Sea 'n Sun gerade dabei, Lautsprecher für die Beschallung des Gartens in den Tamarisken zu befestigen. Ein hölzerner Papagei wippt gelangweilt auf seiner Schaukel, die an einem Ast aufgehängt ist. Das Kissen mit dem Papageidekor und dem Blumenmuster ist auf der Sitzbank platziert. Man wartet auf Gäste.

Der Kellner verrät mir, dass es heute für mich in der Küche ein schönes Filet von einem Schwertfisch habe. Aber ich muss ihn enttäuschen. Ich habe schon eine Re-

servation in der Taverna Panagos, oben am Dorfplatz. Da gibt es heute, wie ich stolz berichte, breite Bohnen mit Kafkalithres. Kafka was? Kafkalithres. Das kennt der Junge nicht. Sehr wohl hingegen sein Onkel, Gregorios, der auch gerade bei einer Tasse Kaffee draussen sitzt und aufs Meer hinaus sinniert. Gregorios kennt auch die Zuckerwatte an den Kiefern. Ein schwerer Schädling, sagt er, der von Wissenschaftlern eingeschleppt wurde, die vor vielen Jahren den Bienen helfen wollten, wahrscheinlich als Waldhonigfutter. Das mit den Bienen habe aber nicht funktioniert. Hingegen würden die Läuse jetzt die Bäume zum Verdorren und Absterben bringen. Eine schlimme Sache. Er selber hätte die Wollläuse an den Kiefern in seinem Garten bekämpft mit Essig und Seifenwasser. Geholfen habe es nicht viel. Georgios vermutet, dass Patmos früher recht dicht bewaldet war. Er lässt aber meine Bemerkung nicht gelten, dass am Kahlschlag eventuell die Bewohner Schuld waren, die Holz brauchten, um die berühmten Schiffe von Patmos zu bauen. Nein, sagt Georgios. Die Ziegen sind schuld. Sie verhindern, dass Wald nachwächst, weil sie jeden Trieb sogleich abfressen. Und schuld sei die Europäische Union, die Subventionen regnen lässt für jede Ziege, wodurch sofort jeder Patmier so viele Ziegen wie möglich angeschafft habe, obschon es für die armen Viecher auf diesem geizigen Steinhaufen kaum Futter gäbe.

Die breiten Bohnen bei Panagos sind wundervoll. In einer Tomatensauce als Eintopf zubereitet, mit Kaliumcitrat gewürzt, sehr dezent. Unscheinbar. Etwas Zwiebeln dazu. Köstlich. Panagos lacht immer. Er weiss viel mehr. Er ist der Koch. Er weiss was drin ist. Mit dem Kaffee bringt er ein Dessert. Zwei Stücke einer festen Frucht. Von der Form her wie ein Schnitz Ananas. Festfleischig knackig. Kandiert. Mit einem dunklen, tiefen, blumigen, nächtlichen Aroma. Und süss honigartig. Ich bin ratlos. Was ist das? Auch meine Nachbarn am Nebentisch, die dasselbe Rätseldessert aufgetischt erhalten, werweisen ins Leere: Birne? Apfel? Mango? Eine Ananas ist es nicht. Es ist wie Weihrauch auf der Zunge. Eine Nachtblume. Panagos lacht. Es ist krisp eingelegter Kürbis mit Nelken, Zimt, und Honig.

Die Orgie geht an diesem Tag zu Ende im Παραδοσιακο καφενείο ΚΑΤΩΙ, was übersetzt heisst: Traditionelles Cafe Katoï. Wobei Katoï die Bezeichnung ist für das Untergeschoss eines Hauses, manchmal auch den Gewölbekeller. Das Katoï liegt zuunterst in Chora, talwärts am Eingang der Aufstiegsasse zum Kloster, wo es draussen unter einem Baum einen Sitzplatz gibt, auf den die Abendsonne eine Weile hinscheint und man weit über die Bucht von Skala hinaus auf's Meer zu den vielen anderen Inseln Aus-

schau halten kann. Da esse ich einen Tomatensalat mit Ksinomizithra Käse und mit einem Kraut, das der Kellner als Kritamo bezeichnet. Er sagt es seien die Blätter der Kapern. Aber das kann nicht sein, denn Kapernblättrler sind rund nicht so fein langezogen. Dann fällt mir plötzlich ein: Meint er das, was Panagos am ersten Tag, als ich dort war, vorbereitet hatte, und er Chrissamo nannte? Ja, bestätigt der Kellner, das ist es. Chrissamo. In Essig eingelegtes Wildgemüse des Meerfenchels. Dazu bestelle ich einen lokalen Renga, einen geräucherten und dann gesalzenen Fisch, mit Olivenöl.

Den Abschluss bildet ein magisches Dessert mit dem ebenso magischen Namen: Ekmek kataïfi. Es ist ein Mini-kuchen aus mehreren Schichten. Zuunterst eine feine Schicht Nüsse, Brotbrösel in Honig. Darauf eine Lage Blätterteig, dann Quark mit Neroliöl und zuoberst Streusel und Walnussplitter. Solche Streusel aber habe ich noch nie gesehen. Sie sehen aus wie zarte Haarfäden einer Pflanze, mit feinen Segmenten. Sie sind eingelegt in einem parfümierten Sirup. Die Kellnerin sagt mir, es seien rosafarbene Staubblätter einer Blume, aber sie kennt deren Name nur auf griechisch. Zubereitet würden sie, indem man sie trockne und dann in gewürztes Zuckerwasser einlege. Auch fürs Auge einfach nur magisch.

Zurück im Hotel Villa Zacharo. Beim Parken des Autos sehe ich, dass in dem Plastiksack mit der klebrigen Zuckerwatte der Läuse die gelben Pünktchen abgehauen und überall verteilt sind. Es handelt sich, wie ich später finde, um Nymphen der Strobenwolllaus, *Pineus strobi*, die sich in ihrer wachsigem Watte verstecken. Der Befall muss für Bäume nicht ein Todesurteil sein. Geschwächte Bäume gehen meist erst ein, wenn als Folgeerscheinung der Wollläuse auch ein Pilz die Borkebarriere überwindet, der Strobenblasenrost, *Crionartium ribicola*. Sie können sich trösten. Ich kann mir diesen Namen auch nicht merken. Hingegen kann man den heutigen, satten Tag so zurecht dichten: Solange einem das Wollen laust, ist der Prozess noch nicht fertig.

*Blick von der Strasse aus hinauf nach Chora mit dem dunklen Kloster in den schneeweissen Häusern. Inmitten der Kiefern mit den schwarzen Stämmen erkennt man das treppenartige, weisse Gebäude der 'Patmiada', des berühmten, theologischen Lyceums von Patmos. Darunter links die Gebäude der Höhle der Apokalypse.*



## DIE ZIEGEN - TEIL 3

*Tief im Sessel schmorend,  
gehen die Augen der Flimmerscheibe entgegen.*

Fragment 3 der Komödie "Die Ziegen" von Aristophanes,  
Entstanden um 380 vor Christus.

Amaltheios: Warum gibt es eigentlich bei uns so viele Ziegen, verehrter Wissenschaftszieger Gloggikos?

Gloggikos: Vermutlich wegen der Vermehrung.

Amaltheios: Kann man diese Vermehrung nicht abstellen?

Gloggikos: Auf unserer Insel gibt es schon lange keine Vermehrung mehr. Wir haben diesen fehlerhaften Zustand der Vermehrung von Ziegern und Zieginnen dank unserer wissenschaftlichen Höchstleistungen schon lange überwunden.

Amaltheios: Grossartig, verehrter Wissenschaftszieger Gloggikos. Wie haben sie das denn geschafft?

- Gloggikos: Zuerst mit Abtreibung, dann mit chemischen-Verhütungspillen, mit Industriefoodbeimischungen und dann mit einer Sprachreform.
- Ameltheios: Aber der Nutzen war schlussendlich immer gleich Null. Unsere Insel ist chronisch überbevölkert, was auch immer ihr Wissenschaftler gerade unternommen habt.
- Gloggikos: Das sieht nur so aus. Wissenschaftlich gesehen gibt es bei uns seit Jahrzehnten keinen Sex mehr, weil die Ziegen ....
- Amaltheios: Der Ziegen. Muss es heissen: Der Ziegen
- Gloggikos: .. weil der Ziegen in eine geschlechtliche Identitätskrise verfallen sind, weil man nicht mehr weiss, wer sich mit wem noch einvernehmlich paaren darf. Und so holt man sich eben lieber einen runter.
- Amaltheios: Auch Ziegen holen sich einen runter.
- Gloggikos: Sagte ich ja.
- Amaltheios: Nein ich meine die weiblichen Ziegen.
- Gloggikos: Ja, die holen sich ja keinen runter sondern sie ...
- Amaltheios: Was denn nun? Sondern sie .. Was genau?

Gloggikos: Sie gehen in die Politik.

Amaltheios: Aber verstehen sie denn davon etwas?

Gloggikos: Nein, Aber es scheint, dass die Inkongruenz zwischen Eignung und Anforderung ihr Potential erhöht. Es ist anerkannt, dass die Unfähigen immer nur besser werden können, während die Geeigneten stets in Gefahr stehen sich zu verschlechtern. Ich meine rein wissenschaftlich betrachtet.

Amaltheios: Sie meinen theoretisch.

Gloggikos: Theoretisch.

Amaltheios: Also könnte es auch nicht so sein.

Gloggikos: Nicht, wenn ich es sage. Dann ist es so.

Amaltheios: Theoretisch.

Gloggikos: Hören Sie! Wenn sie mit mir zusammen arbeiten wollen, verehrter Oberzieger Amaltheios, dann ist theoretisch ein Synonym für Wahrheit, wenn ich es sage.

Amaltheios: Mit mir können sie ja direkt und offen sein, Gloggikos. Aber werden die Ziegen das schlucken.

Gloggikos: Sie schlucken auch anderen bittere Pillen.

Amaltheios: Gut. Ich fasse also zusammen: Auf unserer Insel gibt es zwischen den Zieger, den Ziegen, den Ziegen und Zieger keinen Sex wegen einer geschlechtlichen Sprachverwirrung a la Babylon, und deshalb gibt es auch keine Schwangerschaft, keine Mütter und Väter und keine Kinder mehr, die auf dieser verdammten, abgefressenen Insel zur Welt kommen. Wir müssten eigentlich – theoretisch – das Paradis der Antinatalisten sein. Aber, verehrter Oberwissenschaftszieger Gloggikos: Weshalb zum Geier hat es denn doch immer noch eine Überbevölkerung? Mir scheint sogar, eine immer schlimmer werdende? Woher kommen immer wieder neue Ziegen?

Gloggikos: Wir sind daran wissenschaftlich gesehen nicht schuld.

Amaltheios: Die Schuld ist mir Wurst. Ich will wissen woher die immer neuen Ziegen kommen.

Gloggikos: Da müssen wir unser Götter fragen.

Amaltheios: Sie meinen unsere Hirten?

Gloggikos: Ja, die Hirten. Und die Metzger.

Amaltheios: Aber was haben denn diese mit unserer Vermehrung zu tun. Sie hüten und schlachten ja nur unsere Mitzieger\*Innen.

Gloggikos: Ja, aber wir opfern ihnen ja unsere Mitziegen, und vielleicht schenken uns unsere Götterhirten und Göttermetzger immer wieder neue Jungziegen, damit ihr Nachschub nicht ausfällt..

Amaltheios: Aber dann hören wir doch auf, uns ihnen zu opfern, unseren Göttern. Und gut ist.

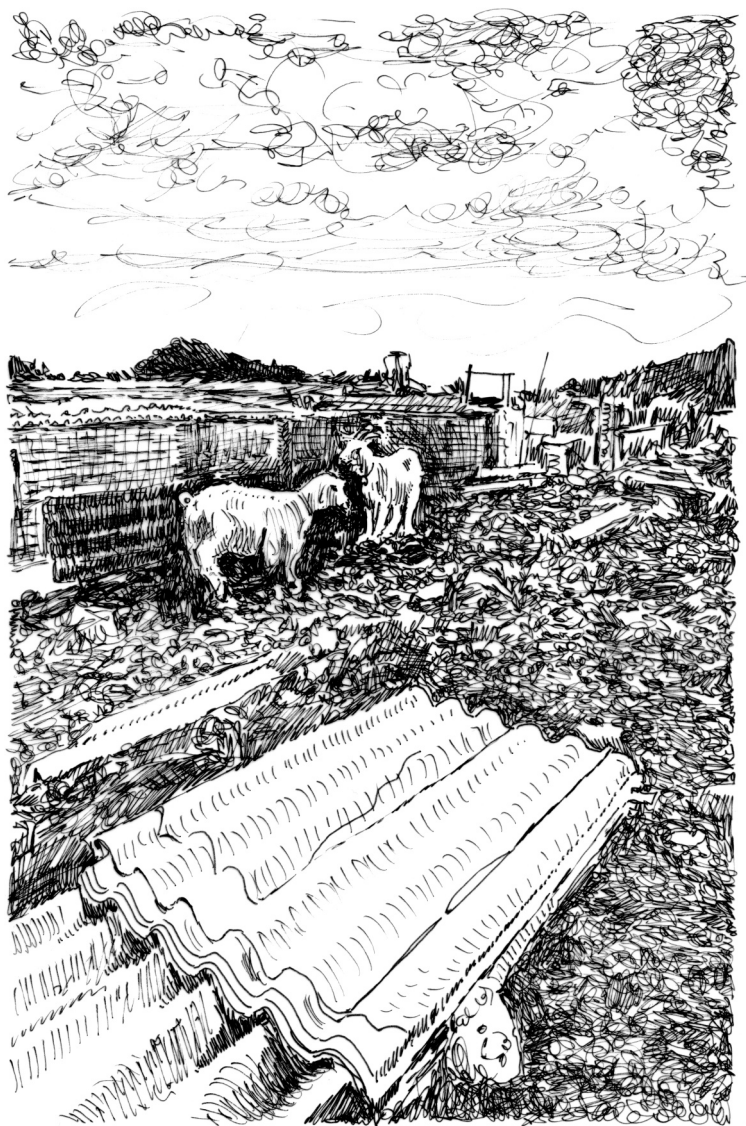
Gloggikos: Nur das nicht! Dann werden wir ja immer nur noch mehr hier auf der überbevölkerten Insel. Wir müssen doch froh sein, dass immer welche geopfert werden. Jede Ziege die weg ist , ist eine weniger die verhungert.

Amaltheios: Jedes Zieger!

Gloggikos: Wie?

Amaltheios: Es muss heißen: Jedes Zieger, das weg ist!

*Zwei Ziegen mit Wellblech. Die beiden rechten Beine der Tieren sind mit einem Seil zusammengebunden, damit sie nicht zu weit abhauen.*



## HÖHLEN

*Jesus hat zu den Elektrikern gesagt:  
"Das ewige Licht leuchte euch".*

Ich bin um 8.30 Uhr beim Frühstück alleine im Salon. Jakovos ist gerade beschäftigt. Dann ruft er Nikos an, der gestern abend noch in der Villa Zacharo vorbei geschaut, mich aber um zwei Minuten verpasst hatte. Es nimmt niemand ab. Danach klappt es aber und Nikos ruft zurück. Wir verabreden uns um 16 Uhr an der Kampos Beach.

Es ist Zeit für eine kleine Offenbarung meinerseits: Er, Jakovos, hätte mir vor ein paar Tagen dargelegt, dass er schon längere Zeit jemanden suche, der Mikes Bild im Salon fertig malen könne. Jakovos hält ein. Er horcht auf, schaut mich erwartungsvoll an. Er bejaht und wiederholt, dass er sich dies schon seit Jahren wünsche. Ich erzähle ihm, dass ich selber Kunstmaler sei und dies für ihn machen könnte. Es dürfe aber keine Sache von Auftrag und Bezahlung sein, sondern etwas anderes. Ich hätte eine Homepage. Da könne er und Roula sich in Ruhe umschauchen. Vielleicht fühlen sie sich angesprochen. Das Projekt bedinge aber so oder so, dass er mir noch viel mehr über den Künstler erzählt, der das Gemälde begonnen hat.

Jakovos beginnt sogleich zu sprudeln. Er redet mit grosser Ehrfurcht von Mike, wie er Michailis oft nennt. Er ist der Onkel seiner Frau Roula. Michailis sei 1940 geboren worden und starb noch viel zu jung mit 56 Jahre, 1996, das ist jetzt ein Vierteljahrhundert her. Mikes Mutter sei 104 Jahre alt geworden, eine Frau die stets stoisch Ruhe bewahrt habe, in allen Lagen. Sie war nie aufgeregt, nie zornig.

Mike sei ein starker, kräftiger Bursche gewesen bis er zwanzig Jahre alt war. Dann wurde er ins Militär eingezogen und danach, als er aus dem Dienst zurück kam, hatte er diese furchtbare Diabetes. Wie aus dem Nichts. Plötzlich. Wie ein Fluch. Vorher war da nichts. Er hatte eine so starke Zuckerkrankheit, dass er dreimal täglich Insulin spritzen musste. Aber damals, in den 1960-ern und 70-er Jahren, kannte man sich mit dieser Krankheit noch nicht so gut aus wie heute.

Michailis war äusserst kreativ. Ein Multitalent. Er habe praktisch das ganze Hotel im Alleingang eingerichtet. Innen wie Aussen. Er habe selber den Bau geleitet, Material sorgfältig ausgewählt, zum Beispiel Kitari Holz aus Afrika. Die Fenster und Türen daraus sind noch heute wie neu. Der Frühstücksraum sei heute noch genau so, wie Mike ihn gebaut habe. Auch die Möbel habe er entworfen. Den Garten der Villa Zacharo hat er gestaltet, und ein Restaurant mit 28 Tischen habe er geführt. Spezialität sei eine ameri-

kanischen Pizza gewesen, deren Rezeptur er in Patmos eingeführt habe. Michailis sei bei allen beliebt gewesen. Aber durch die schwere Diabetes hatte er keine Erektion und konnte deshalb nicht heiraten. Er habe drei Schwestern gehabt. Eine von ihnen sei die Mutter der Ehefrau von Jakovos, mit Namen Maria. Marias Tochter Roula sei es gewesen, die Mike gepflegt habe bis zu seinem Tod, Dreizehn lange Jahre. Michailis hatte durch eine Verletzung am Fuss, die er sich am Meeresstrand zugezogen habe, eine Wunde, die nicht mehr heilen wollte. Sie frass sich tief ins Fleisch seines Beins und das offene Geschwür breitet sich unaufhaltsam aus. Das Gewebe starb ab. Roula habe jeden Tag diese eitrige Wunde ausgewaschen. Sie sei jedoch durch nichts zu stoppen gewesen, bis sein Fuss buchstäblich abfiel.

Michaelis sei gestorben, genau hier, im Frühstücks-Salon auf diesem Stuhl da, gleich unter dem Bild. Er, Jakovos, sei persönlich anwesend gewesen. Es sei ein äusserst unauffälliger, fast heimlicher Tod gewesen. Sein Kopf sei still zur Seite gekippt und fertig.

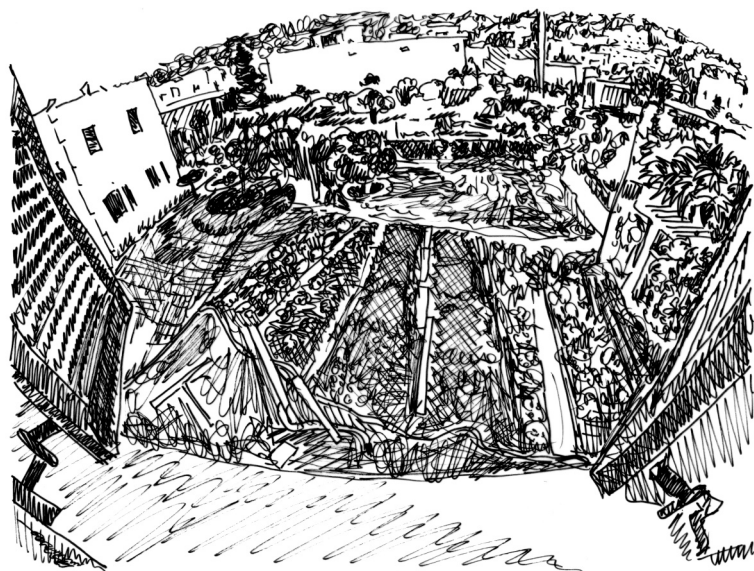


*Der Frühstückssalon der Villa Zacharo. Das letzte Bild von Michailis beherrscht die nördliche Wand. Die Einrichtung ist seit einem Vierteljahrhundert unverändert.*

Jakovos hält ein. Er atmet geräuschvoll durch die Nase aus. Schaut zu Boden. Dann richtet er sich wieder auf. Ende November müsse er nach Kreta sagt er, um Oliven zu ernten. Er habe dort noch ein paar schöne Gärten. Hier auf Patmos gäbe es kaum Olivenbäume. Er selber besäße hier nur zwei. „Komm mit, wir gehen nach draussen. Ich zeige sie dir!“

Der eine Olivenbaum ist in voller Blüte und zwar so dicht, dass man fast nur Blüten sieht. Jakovos sagt, dass er von diesem einzigen Baum letztes Jahr 15 Liter Öl erhalten habe. Unvorstellbar. Der Baum steht direkt neben der Wasserzisterne, die im Boden versenkt, das Regenwasser sammelt. Aber leider sei das Wasser darin vermischt mit Salzwasser oder mit Salzstaub, der mit Gischtropfen an Land geblasen werde. Deshalb leide auch der Zitronenbaum ein bisschen, der schon über hundert Jahre alt sei. Er trage kaum mehr Blüten.

Der Garten der Villa Zacharo ist sicher 2000 Quadratmeter gross. Es hat viele Dutzend Beete. Die jüngsten, sind diejenigen mit den Zucchettis, Kürbissen und Gurken. Aber es hat auch Spinat und neue Pflanzplätze werden für die Setzlinge und Aussaat bereit gemacht. Hohe Mauern halten den Wind ab.



*Blick aus dem Ostfenster des Zimmers Nummer 1 des Hotels Villa Zacharo in Skala, Patmos. Die Pflanzbeete sind vorbereitet und Bretter ausgelegt, um die Erde nicht zu stark zu verdichten. Kohlweisslinge kurven heran, Broccoli sind erntebereit. Stadt und Land geben sich die Hand.*

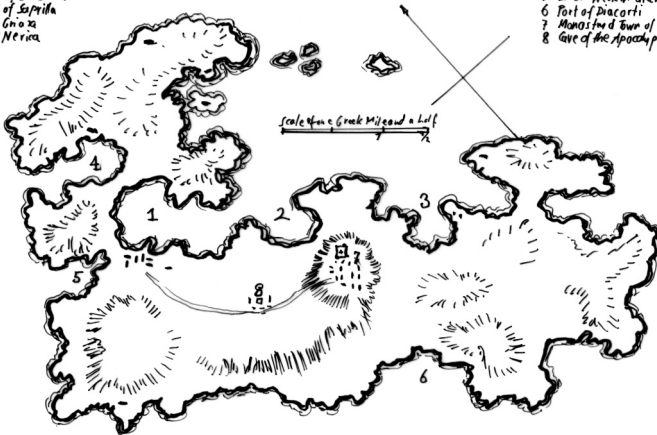
Wie beendet man ein Bild, das jemand anderer begonnen, es aber nicht vollendet hat? Darf man das überhaupt? Ich meine, wenn es ein Wunsch ist von Jakovos, der beim Tod von Michaelis zugegen war, dann vielleicht schon. Aber ich muss natürlich noch mehr von den beiden erfahren. Ausserdem muss man mit Michailis reden, der in diesem Haus noch anwesend ist. Ausserdem ist 'fertig stellen' anmassend. Nichts ist nie fertig. Man kann Geschichten vielleicht eine neue Wendung geben. Sicher werde ich nichts von dem, was bereits gemalt ist, übermalen, sondern eventuell eine transparente Schicht auftragen, durch die der Untergrund sichtbar bleibt, als Untermalung, die dem Ganzen einen thematischen Rahmen gibt. Oder soll das Bild irgendwie neu gemalt werden? Wir werden sehen.

Ich fahre alleine nochmals zur Höhle der Apokalypse. Vor dem Eingang ist kein einziges Auto parkiert. Auch im Vorgarten zu dem Gebäudekomplex, der heute um das Haus gebaut ist, ist kein Mensch zu sehen. Noch immer weht ein starker Wind. Kiefern und Zypressen sind wie Fahnen. Es gibt zwei Eingänge zu diesem bedeutendsten Heiligtum der orthodoxen Kirche, einen oberen, in einem An- und Aufbau, drei Stockwerke über der Höhle, und ein neuer, rollstuhlgängiger auf dem Niveau der Höhle selbst.



- 1 Port of La Scala
- 2 Port of Saprida
- 3 Port of Gnoza
- 4 Fort Nerica

- 5 Small Nerican Creek
- 6 Port of Diacorti
- 7 Monastery of the Virgin
- 8 Cave of the Apocalypse



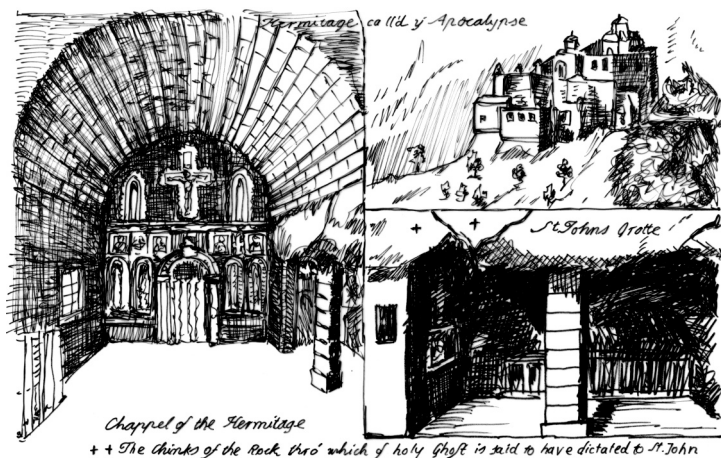
## CHAP. IX.

### COS TO PATMOS.

Oben: Historische Ansicht des festungsartigen Johannes-Klosters.

Unten: Fantasievolle Pilger-Karte von Patmos mit dem Hafen von Skala (1) und weiteren Anlegestellen.

Ich wundere mich, dass man hier mutterseelenallein hineinspazieren kann. Zwar hat es noch Hinweisschilder, man solle Maske tragen und die Hände waschen, aber ich gehe ohne beides hinein. Im Kassenhäuschen sitzt ein Mann, der von mir drei Euros bekommt für den Eintritt. Hinter mir folgen zwei Frauen, vermutlich Mutter und Tochter. Maskiert. Im ersten Vorraum sind Devotionalien ausgestellt, Kreuze, Ketten, Anhänger, Ikonen, Ringe usw. Aber sehr dezent, unaufdringlich. Im zweiten Vorraum befindet sich eine wandfüllende Informationstafel nur auf griechisch. Darauf sind Bauphasen der Gebäude im Umfeld der Höhle verzeichnet. Es gibt eine Nische mit einem langen Waschtrog und einem Wasserhahn, der allerdings kein



*Pilgerbild der Annakapelle, der Höhle der Offenbarung und des Johannesklosters, noch frei von jedem Umbau mit den Häusern von Chora.*

Wasser führt. Vor dem Eingangskanal zur Höhle prangt eine alte Ikone vom Heiligen Michael, wie ich vermute. Der in Ritterrüstung aufrecht fest stehende geflügelte Michael hat in der Rechten ein Flammenschwert, links hält er einen weiss gekleideten, kleinen Menschen am Haarschopf. Zu seinen Füßen links und rechts lauern zwei gehörnte Wesen, wohl als Eingang zur Hölle und unter dem linken Fuss von Michael sieht man die Figur eines Mannes mit Bart und geschlossenen Augen. Das ist also der Erzengel Michael, der den Eingang bewacht.

Nach wenigen Schritten öffnet sich ein Tunnel zum Vorraum des engen Gebäudes, das die Höhle umbaut. Es gibt einen Sandkasten in welchen man dünne Bienenwachskerzen stecken kann, die man entzündet. Der Schlitz des Opferstocks ist mit Stoff gedämpft, sodass man das Einwerfen des Geldes nicht hören kann. Als ich vor dem Bild des Michael meditiert habe, hat sich ein junges Paar mit zwei kleinen Knaben und einem Kinderwagen an mir vorbei in die Höhle gezwängt. Ich setze mich im Vorraum auf einen Stuhl und schaue mir von da den Eingangsbereich zur Johanneshöhle an. Rechts geht es unter einem vorgewulsteten Felsdach in den Höhlenbereich und links ist die Kapelle der heiligen Anna. Ich warte bis die Kleinfamilie, deren Eltern maskiert sind, sich ausgelärmt hat. Das dauert fünf Minuten. Man kann sich die Höhle nicht klein genug vor-

stellen. Als ich sie betrete, stehe ich gleich vor zwei niederen Holzbänken, mehr eigentlich zwei Bretter die vor dem Altarbild postiert sind, hinter welchem sich, wie ich auf dem Plan ersehe, verborgen hinter dem Ikonostat und den Vorhängen, eine Nische befinden muss. Das ist vermutlich die Ecke, in der Johannes auf einem Kissen auf einem Holzschemel sitzend oder am Boden liegend, die Eingebungen empfing und sie Prochoros diktierte, der auf einem Steinsims vor seinem Schreibpult stand. Dieses Bild ist links unterhalb des Altars zu sehen. In der Mitte ist die berühmte Ikone zu sehen mit dem am Boden liegenden Johannes und über ihm die Gedankenblase der Vision mit dem Richter, den sieben Leuchtern usw. Es ist das Original des Bildes, welches als Plakat im Entree des Hotels



der Villa Zacharo hängt. Die Höhle geht nicht tief ins Gestein hinein, sondern ist im Fels länglich eingedrückt und vom Berg überwulstet mit eine Vordach aus massivem, schwerem Granit. Decke und Wände glitzern leise wegen den Glimmerkristallen. Die Oberfläche ist rauh und nur stellenweise von den Händen der Pilger etwas abgewetzt, vor allem da, wo es drei Furchen gibt an der Höhlendecke, durch die der Heilige Geist in die Höhle gefunkt hat. Vor mir auf der Bank sitzen die beiden Frauen, die ich zuvor im Eingangsbereich getroffen hatte. Eine weitere Frau, ganz in Schwarz, betritt zügigen Schrittes den Raum, geht zum Altar, küsst das Bild und steht dann ein paar Minuten davor, wie eine Säule, bewegungslos, mit vor dem Schoss gefalteten Händen und gesenktem Kopf.

Die Höhle des Johannes ist der ganzen Länge nach zur Anna-Kapelle geöffnet. Die beiden Räume sind also nicht voneinander getrennt. Auch das Altarbild der Kapelle steht vor einer Nische. Diese muss sich früher ausserhalb der Überdachung der Höhle befunden haben. Man kann sich den wunderbaren Ausblick von hier oben vorstellen, 150 Meter über dem Hafen von Skala gelegen, hinaus auf die vielen Buchten und Felsen der Insel. Wegen der Ummauerung sieht man diese Landschaft aber nur durch ein schüchternes Fensterchen der Annakapelle. Ein orthodoxer Mönch ist anwesend, der vor einigen Minuten aus einer dritten Tür

neben dem Altar gekommen war und auf griechisch den, mit mir zusammen vier Anwesenden kurz etwas erklärt. Ich kann nur seine Handbewegung verstehen, die zur Höhlendecke zeigen, wo die drei tiefen Einkerbungen nach Aussen führen, die dreifaltigen Eingangskanäle für die göttliche Botschaft.

Wenn ich an die Pilgerströme in Einsiedeln, Lourdes oder Rom denke, ist das hier auf einem ganz anderen Niveau. Keine Verbotstafeln, kein Kontrollring, kein Gedränge, keine Handtaschen-Scanner, keine Viehgatter, nein, alles würdevoll und schlicht und unverkitscht. Sicher war zur Zeit von Johannes ein grosser Teil der Höhlenöffnung zugemauert, um Schutz zu bieten vor Wind und Regen. Und wahrscheinlich nur da, wo sich ein natürlicher Tor-



bogen befand, war eine Türe, oder ein schweres Tuch befestigt.

Nach der Höhlenbesichtigung fahre ich zum Strand Agio Livado, wo ich der einzige Gast bin. Ein junger Mann, der ein Tretboot mit Glasfasermatten und einer Büchse Polyesterharz repariert, begrüsst mich freudig, und sagt, er mache für mich gleich eine Polsterauflage bereit auf einem Liegebett am Wasser. Bis er soweit ist, trinke ich einen Cappuccio in der leeren Strandbar, wo vier Angestellte warten. Warten, worauf? Es ist prächtiges Wetter. Ich nehme ein Bad und schwimme. Der Strand ist hier feinsandig und flach bis weit hinaus. Das Wasser glasklar. Adrian, der Strandboy, schaut aus seiner Daunenjacke fröstelnd zu.

Um 13.30 Uhr besuche ich die Taverna Panagos. Jeden Tag eine neue Überraschung. Wieder sitzen der glatt rasierete Panagos mit seiner natürlichen Tonsur und sein kraushaariger Freund Manolis am Tisch. Auf dem dritten Stuhl lagert ein geöffneter Stoffsack mit Wildgemüse. Panagos rüstet das Grünzeug in eine grosse Plastikschüssel. Manolis hat das Gemüse gesammelt. Wie immer raucht er bei einem Glas milchigem Ouzo und grüsst die Vorbeifahrenden, oft mit Namen. Heute hat Panagos viele Gäste. Drei Tische sind besetzt. Deshalb steht er von der Rüstarbeit immer wieder auf, um Bestellungen entgegen zu nehmen oder Teller aus der Küche aufzutragen. Panagos hat nicht vergessen, dass ich vor drei Tagen, als er Kritamo zubereitet

hatte, wünschte, diese Spezialität zu probieren. Das ist, wie ich in der Zwischenzeit weiss, eine Pflanze die auch Meerfenchel heisst, lateinisch *Crithmum maritimum*. Man isst davon offenbar nur die vordersten drei Blätter eines Triebes, die bei dieser Pflanze, die nur zwischen trockenen Felsen am Meeresufers wächst, etwas verdickt sind, wie es typisch ist für wasserspeichernde Pflanzen.

Als ich bestellt habe, stehe ich von meinem Tisch auf und gehe zum Tisch mit dem neuen Wildkraut, das gerade verarbeitet wird. Ich frage, was das sei? Manolis, der nur wenige Brocken englisch spricht, erhebt sich, und macht mir das Zeichen: „Komm mit!“ Ich folge ihm. Wir gehen ein paar Schritte ums Haus, zur Rückseite der Taverne, wo Manolis ein niedriges Gatter öffnet. Von da geht es über eine Steintreppe hinab in eine lichtüberflutete Schutthalde. Alles ist bröckelig schieferig, rutschig, mit Mohn und vielen anderen Blumen bewachsen. Nach kurzer Strecke bleibt Manolis stehen vor einem dunkelgrünen Nest von breiten, kräftigen Blättern, aus welchen spargelähnliche Schosse aufragen, deren Blütenansätze noch geschlossen sind, und ähnlich aussehen wie kleine Broccoli. Dieses Wildgemüse, zweifellos ein Doldenblütler, trägt den griechischen Namen Moplevra, *Bonannia graeca*. Geerntet werden die frischen Stengel mit den geschlossenen Dolden. Morgen sollen sie gekocht werden.

Als wir in der Taverna zurück sind, sehe ich zum ersten Mal Lydia, die Frau von Panagos, die sonst immer in der Küche im Innern der Taverne versteckt ist. Sie kommt, leuchtend vor Verzückung, heraus, um ein Baby zu bewundern, das quietschend vor Freude auf einem provisorischen Bett zwischen zwei Stühlen strampelt. Daneben sitzen die jungen Eltern beim Mittagstisch.

Kritamo sind erstaunlich mild, aber im Essig angenehm weich und etwas krisp. Das hat sicher auch mit dem sorgfältigen Rüsten zu tun. Die Portion ist riesig. Es wird ein Zitronenschnitz dazu gereicht, goldgrünes Olivenöl und Brot. Alles ist sehr zurückhaltend gesalzen.



*Blühender Meerfenchel, Kritamo, zwischen Steinen in Meeresufernähe.*

Nach dem Mittag zieht eine Wolkendecke auf. Um 15 Uhr fahre ich hinunter zur Beach von Kambos, wo ich in der Strandbar schon wie ein Einheimischer begrüsst werde. Kurz vor 15.45 Uhr fährt ein grauhaariger, braungebrannter, kleiner aber bulliger Mann heran auf einem hellblauen Roller. Das muss Nikos sein.

Nikos und ich sitzen fast zwei Stunden bei Bier und etwas Meze an einem Tisch, unter einem Schirm am Meereseufer. Nikos sieht etwas traurig aus. Und er ist es auch. Als ich das kleine Buch zeige, in welchem Rita all die vielen Post-it Zettelchen eingeklebt hatte, mit den Angaben zu ihrem Leben hier auf Patmos und zu dem Leben von Nikos, seinem Schiff Mosca und wo sie wohnen, ist es ihm fast zuviel. Die Erinnerungen treiben Tränen in seine Augen. Rita, ist vor zwölf Jahren gestorben. Nun lebt Nikos allein, im Haus von Rita, wie er betont. Auch der Roller, sagt er, gehört Rita. Und sogar das kleine Nokia Muscheltelefon, das er bei sich hat, ist noch von Rita. Vor zwei Jahren hätte er die Batterie gewechselt. Es läuft immer noch. Beim Eintippen meiner Telefonnummer sieht er, dass alle früheren Kontakte von Rita noch gespeichert sind, sogar die noch immer gültige Handynummer meiner Schwester Ursula, der besten Freundin von Rita, und sogar die noch viel ältere Telefonnummer meiner Eltern in unserer Familienwohnung in Zürich Höngg, als ich, Ur-

sula und Kathrin noch da wohnten. Das muss über 60 Jahre her sein. Geblieben sind von unserer damals ersten Telefonnummer 01 56 66 76 noch die letzten vier Ziffern 66 und 76, weil sich das Netz in der Agglomeration von Zürich rasant vergrössert hatte und die 56 ersetzt durch eine dreistellige Nummer, an die ich mich nicht erinnern kann.

Nikos ist einsam. Er spricht nicht viel davon und klagt nicht. Aber die Falten und die zugekniffenen Augen erzählen davon. Er hat schwere, warme Hände und dicht behaarte Arme. Ich zeige ihm die Zettelchen im Buch von Rita. Der Steinbruch bei Diacofti wo sein Vater 25 Jahre gearbeitet hat und er auch noch als Junge von 11-13 Jahre. Nikos nickt nur traurig. Sein Boot im Hafen von Skala. Die Bäume in Merika unter denen Rita die Babys von Hethy gehütet hat. Nikos dreht seinen Kopf kurz weg und schliesst die Augen.

Er erzählt von der Hochzeit mit Rita in der Schweiz, dass meine Schwester Ursula die Brautführerin war, die ihnen die Ehringe über die Finger gestreift habe. Nikos schwärmt von der Schweiz. Sein Boot hat er offenbar verkauft. Und sein anderes, das Fischerboot, ist gerade aufgebockt und wird neu gestrichen. Von unserem Tischchen aus sieht man das Haus, wo er wohnt und von dem er immer sagt es sei Ritas Haus, ein weisser Würfel zwischen den Felsen. Sein Vater sei 87 Jahre alt, rüstig und arbeite

gerade im Garten, wenige Schritte von hier. Ich nehme mein Telefon und rufe Ursula an. Zuerst nimmt sie nicht ab, Dann ruft sie aber gleich zurück. Ich sage nur: "Rate mal mit wem ich gerade zusammen sitze!" Ich reiche Nikos das Telefon. Sein Gesicht heitert sich auf. Sie tauschen Erinnerungen aus.

Als Abschluss sage ich meiner Schwester: „Ich glaube, Ursula, dass Du mit mir nächstes Jahr hierher kommen musst.“ Sie sagt gleich: „Ja, das machen wir.“



*Nikos*

## DIE ZIEGEN - TEIL 4

*Gebirgsketten rasseln  
über die Talmachenschaften.*

Fragment 4 der Komödie "Die Ziegen" von Aristophanes,  
Entstanden um 380 vor Christus.

Amaltheios: Was ist denn das für eine Aufregung in ihren Augen und was für ein nervöses Gezitter in ihren Beinen, verehrter Oberpolizeizieger Knypplos?

Knypplos: Es gibt revolutionäre Gruppen unter den Ziegen, die zum Äussersten bereit sind.

Amaltheios: So so! Zum Äussersten? Was wollen sie denn tun?

Knypplos: Wegen dem Fehlen von Futter auf der Insel wollen sie einen unbefristeten Hungerstreik ausrufen.

Amaltheios: Was sind ihre Forderungen?

Knypplos: Sie verlangen von den Göttern mehr Futter.

Amaltheios: Du meinst von den Hirten und Metzgern.

- Knypplos: Sagte ich ja: Von den Göttern. Ja, sie sollen mehr Gras wachsen lassen auf der Insel. Und sie haben ein Ultimatum gestellt.
- Amaltheios: Sie haben also erkannt, dass wir Ziegen, und ich als ihr Chef, nichts tun können gegen den Futtermangel auf unserer Insel.
- Knypplos: Aber man könnte natürlich die wissenschaftliche Forschung verstärken.
- Amaltheios: Was sagt denn unser Oberwissenschaftszieger Gloggikos dazu?
- Knypplos: Er sagt, dass wa ....
- Gloggikos: Mooment! Darf ich das bitte selber erklären, sonst ist es nachher wieder nicht wahr und mit bloss von Inkompetenten Erfundenem können wir nichts anfangen.
- Amaltheios: Ah, Gloggikos. Belauschst Du uns etwa?
- Gloggikos: Ich belausche nicht. Ich weiss es und greife korrigierend in die Unwissenheit ein, wenn es zur Wahrheitsfindung notwendig ist.
- Amaltheios: Wie löst man denn wissenschaftlich das Problem, das die Hungerstreikenden zu recht auftischen.

- Gloggikos: Ich finde das Wort auftischen im Zusammenhang mit einem Hungerstreik etwas pietätlos. Es ist eine existentielle Krise. Die Ziegen ....
- Amalteios: Es muss heissen: Der Ziegen!
- Gloggikos: Der Ziegen haben Angst.
- Amaltheios: Wovor Angst?
- Gloggikos: Dass sie verhungern.
- Amaltheios: Wie kann jemand, der Angst hat zu verhungern, an einem Hungerstreik teilnehmen?
- Knypplos: Der Anführer der Hungerstreikenden, ein gewisser Schwabelos sagt, dass man die Angst zu verhungern nur überwinden kann indem man verhungert, weil damit auch die Angst vor dem Verhungern besiegt sei.
- Gloggikos: Rein wissenschaftlich gesehen macht das Sinn und es ist wahr, weil ich es sage.
- Amaltheios: Aber wir haben ja unsere Wissenschaft gegründet um Probleme zu lösen. Haben sie denn, grosser Wahrheitsfinder Gloggikos, keine Lösungen für das Problem der Lebensmittelknappheit.

- Gloggikos: Natürlich haben wir das: Aber leider ist bisher niemand darauf eingegangen.
- Amaltheios: Was war denn ihre Lösung?
- Gloggikos: Dass man uns Wissenschaftlern genügend Futter zur Verfügung stellt, damit wir in Ruhe arbeiten können.
- Amaltheios: Es gibt aber kein Futter. Das ist doch gerade das Problem.!
- Gloggikos: Wir benötigen ja nur Kohlenhydrate, Proteine, Fette und Vitalstoffe. Balaststoffe hat es hier genug. Damit könnten wir alle Probleme lösen.
- Amaltheios: Aber sind diese Stoffe, die ihr fordert, nicht das was wir Futter nennen.
- Gloggikos: Futter ist eine unwissenschaftliche Terminologie, die wir nicht verwenden.
- Amaltheios: Ich meine, lieber Knypplos, wir müssen dem Ziegenvolk erklären, dass die Wissenschaft wieder Lösungen anbieten kann, wenn es genug Futter für sie gibt.
- Knypplos: Dann werden sie ihre Drohungen wahr machen und den Hungerstreik beginnen.

Amaltheios: Ich sehe das Problem nicht. Was soll an diesem Hungerstreik denn fürchterliches dran sein?

Knypplos: Ich habe nicht gesagt es sei fürchterlich. Nur, dass sie zum Äussersten bereit sind.

Amaltheios: Dieser Hungerstreik ist doch eine prima Idee. Er löst zwei Probleme auf einen Schlag: Erstens setzt es unsere Götter unter Druck, weil sie dann keine lebendigen Ziegen mehr besitzen, die sich ihnen opfern können. Und zweitens, kann während dem Hungerstreik das Gras wieder nachwachsen, weil es nicht abgefressen wird. Wir müssen also diesen Hungerstreik vorbehaltlos unterstützen.

Knypplos: Jawoll.

Amaltheios: Ich meine natürlich: Ideell unterstützen.



## BESUCH BEI NIKOS

*Wer zuviel kaut, verschluckt die Speiseröhre.*

Als ich mein Auto abstelle und zweimal hupe, ist gerade eine Frau in einem Garten beim Arbeiten. Ja, ruft sie, Nikos ist nebenan. Und da steht er schon und winkt. Ich solle ein wenig weiter oben parkieren, bei einem kleinen Fischerboot und beim Roller von Rita. Über eine Steintreppe geht es zu seinem Haus das bergseits der Strasse liegt, mit Blick hinunter auf die Bucht von Kampos. In der Ferne sieht man Chora und das Johanniterkloster, wie ein dunkles Schiff in der hellen Häusergischt einer Hügelwelle. Eine Katze schmeichelt heran. „Meine einzige Frau“, sagt Nikos lachend. Auf der Terrasse hat er ein paar Wäschestücke aufgehängt und eine Tischdecke zum trocknen. Man tritt von der Terrasse direkt in die Küche und ins Wohnzimmer. Alles ist sauber geordnet mit Bildern an der Wand. Das Gemälde eines untergehenden Passagierschiffes im Sturm und der heilige Nikolaus, der Schirmherr der Seeleute, der helfend über ihnen schwebt, ein bisschen wie die religiöse Seenot Variante von Superman. Ein Kalender von 2021 nur mit Ikonen von Heiligen. Eine grosse Fotografie vom Boot Mosca. Einige Andenkenfotos von Nikos Mutter die

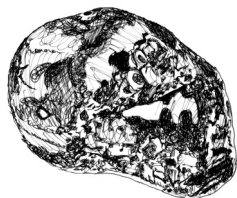
vor zwei Jahren gestorben ist, und von seinem Vater, der auch Michailis heisst. Ha, sage ich, den kenn ich. Hat er nicht einen blau bemalten Einachser. Ja genau, lacht Nicos, das ist er. Ein Mann wie aus Olivenholz geschnitzt, immer unterwegs, immer an der Arbeit. Fotos seiner Schwester. „Das Bild von Rita ist da, hinter dem meiner Eltern. Ich ertrage das nicht, es jeden Tag zu sehen. Das stürzt mich in eine Krise.“

Ich übergebe Nikos eine Plastiktragtasche mit Dingen, die ich vor Kampos in einem kleinen Laden gekauft habe: Oliven, Käse und Pistaccien. Er hat schon getischt und Salat gemacht mit Tomaten und Gurken und Zwiebeln. „Es gibt Spaghetti“, sagt Nicos, „und eine Tomaten Sauce mit Thunfisch.“ Dazu Parmesan. Die Sonne ist untergegangen und wir reden. Ich frage nicht zu viel nach Rita, weil sie überall hier anwesend ist und es schmerzt ihn nur. Immer wieder klagt er, dass ihm eine Frau fehlt. There is no woman. Er hat zwar eine schwankende Beziehung mit einer Französin, die religiöse Anlässe organisiert. Sie war auch schon bei ihm, dann wieder nicht. Hin und Her und jetzt wieder Schluss. Ihr Foto ist aber noch da. Er redet lieber von seiner Schwester Maria und deren Tochter Mosca. Das Haus hier habe seine Grossmutter mütterlicherseits gebaut. Vor 100 Jahren. Wir verbinden uns mit Facebook. Auf seinem Account ist das Bild eines riesigen Tankers zu sehen. Das

ist der Öltanker auf welchem Nico manchmal als Matrose gearbeitet hat. Sie haben darin Rohöl transportiert von Russland nach Südamerika und Nordamerika, New Orleans. Die Arbeit sei monoton, hart und einsam gewesen. Nico ist ein geselliger Typ. Das sind Menschen, die in sich zusammen fallen, wenn sie allein sind. Er zeigt mir ein Video von einem Familienfest, wo er mit vier Frauen einen griechischen Tanz aufführt. Es ist auffällig, dass er keinen Fernseher hat im Wohnzimmer. Den habe ich nach drüben gebracht, entschuldigt er sich, weil die Französin es so wollte. Aber es fehlt hier eine Frau. Das Essen schmeckt prima. Wir reden darüber, dass hoffentlich Ursula, meine Schwester, nächstes Jahr mitkommt nach Patmos. Die grosse Frage ist nur wie sie das mit Kira macht, mit ihrer Bordercolliehündin, mit der sie seit dem Tod ihres Mannes vor zwei Jahren unzertrennlich ist. Wir werden sehen. Ich habe mir jedenfalls vorgenommen im November wieder zu kommen.

Ich nehme erstaunt zur Kenntnis, dass ich als Reisegrund nicht mehr angebe, dass mein Campingplatz in Landquart im November geschlossen ist, sondern jetzt sage ich schon, es sei wegen dem unfertigen Bild, und wegen dem Wunsch von Jakovos, jemanden zu finden, der es fertig malt. Um 21 Uhr verabschiede ich mich, und umarme Nikos fest.

Wenn der hellblaue Roller auf dem Parkplatz stehe, sagt er, sei er zuhause und ich solle ungeniert in sein Haus kommen. Die Katze wartet draussen vor der mit Insektenschutzgitter bezogenen Türe. Sie durfte nicht rein und hat aus Protest während unserem Essen ausdauernd gemiaut. Es ist eine klare, aber kühle Nacht. Am Horizont glühen der Hügel von Chora und die golden beleuchteten Mauern des Johannesklosters.



## DIE ZIEGEN – TEIL 5

*Der Papst ist ein Beruf,  
wo einem angst und bange wird.*

Fragment 5 der Komödie "Die Ziegen" von Aristophanes,  
Entstanden um 380 vor Christus.

Gloggikos: Es gibt faszinierende neue wissenschaftliche Erkenntnisse. Ihr könnt euch glücklich nennen, verehrter Oberzieger Amaltheios, dass ihr mich habt.

Amaltheios: Sprich, oh du bescheidener Diener der Ziegenheit.

Gloggikos: Wir haben heraus gefunden, dass unsere Götter, die sogenannten Humanoiden gar keine Götter sind.

Amaltheios: Sie sind keine Götter?

Gloggikos: So wahr ich es sage: Nein! Sie sind keine Götter. Es sind wirklich nur humanoide Hirten und Metzger.

Amaltheios: Aber was ändert das, wenn die Menschen

nicht mehr unsere Götter sind. Sie bestimmen jedenfalls als Hirten und Metzger weiterhin über unser Leben also macht es Sinn sie als Götter zu bezeichnen, selbst dann wenn sie behaupten, sie seien keine Götter, weil sie es für uns rein faktisch gesehen sind. Und ausserdem: Wenn diese Menschen nicht unsere Götter sind, wer sind denn dann unsere Götter.

Gloggikos: Vielleicht sind diejenigen die Götter, die den Ziegen die Augen geöffnet haben, dass die Menschen nicht ihre Götter sind.

Amaltheios: Dann wollen sie also damit sagen, dass sie, die Wissenschaftler, die Götter der Zieger sind?

Gloggikos: Ich will das nicht sagen. Ich sage es. Es ist die einzig vernünftige Schlussfolgerung.

Amaltheios: Vorderhand, lieber Gloggikos, halte ich sie für eine normale Ziege und ich bleibe vorderhand bei meinem primitiven Narrativ dass der Mensch nicht der Gott des Menschen sein kann. Eher sein Wolf wie Hobbes sagte. Aber item. Lassen wir diese Frage, wer die Götter der Ziegen sind, vorläufig beisei-

te. Wenden wir uns ihrer Theorie zu: Wie kommen sie zur Auffassung, dass die Hirten und Metzger, also die Götter der Ziegen, keine Götter sind. Sie müssen das doch begründen können.

Gloggikos: Nichts einfacher als dies. Wir haben doch bisher immer angenommen, dass die Menschen unsere Götter sind.

Amaltheios: So haben wir es angenommen. Ja.

Gloggikos: Das scheint so. Ein bisschen wenigstens. Weil wir von ihnen abhängig sind, und ihnen nicht befehlen können.

Amaltheios: Auch soweit kann ich noch folgen. Götter sind Mächte, denen wir nicht befehlen.

Gloggikos: Aber nun haben wir heraus gefunden, dass diejenigen, von denen wir gemeint haben, sie seien unsere Götter, selber Götter haben. Sie sind damit genau wie wir Ziegen, weil sie über sich Mächte haben, denen sie ihrerseits nicht befehlen können. Und die alles entscheidende Frage lautet nun: Wie können diese Menschen, die wie wir Ziegen sind, unsere Götter sein, wenn - wie sie

richtig gesagt haben - es nicht sein kann, dass wir uns selber Götter sein können.

Amaltheios: Du gehst weit, Gloggikos. Sehr weit. Wie willst Du beweisen, dass unsere Götter, also die Hirten und Metzger und Humanoiden, nicht unsere Götter sind, weil Du anführst, diese hätten ihrerseits Götter? Dafür musst du doch wissenschaftliche Fakten beibringen können. Du bist doch kein Märchenerzähler. Oder?

Gloggikos: Die Beweisführung kann ich knallhart vorlegen. Wir haben entdeckt, dass die Menschen, die wir für unsere Götter halten, uns Ziegen töten und opfern, nicht aber für sich, also nicht für ihren Eigengebrauch. Sie essen uns Ziegen nicht, sondern legen uns gebratene Ziegen auf einen Altar..

Amaltheios: Ja und? Das ist nichts Neues.

Gloggikos: Sie essen uns Ziegen gar nicht sondern schenken uns Ziegen an ihre eigenen Götter weiter.

Amaltheios: Aber wie überleben denn unsere Götter, wenn sie uns Ziegen selber nicht fressen sondern sie an ihre Götter weiteropfern ? Irgendwie

müssen die Menschen, also ich meine unsere Götter, doch auch etwas futtern.

Gloggikos: Du sagst es: Genau deshalb sind sie nicht unsere Götter.

Amaltheios: Wie?

Gloggikos: Weil sie auch fressen, wie die Ziegen. Deshalb.

Amaltheios: Das ist aber eine interessante Definition. Götter sind nur dann Götter wenn sie nichts fressen.

Gloggikos: Es scheint so.

Amaltheios: Ausserdem fragt man sich aber: Weshalb sollen Götter anderen Göttern opfern, wenn sie selber Götter sind. Sie würden ja damit quasi sich selbst Opfer darbringen.

Gloggikos: Richtig. Aber es kommt noch viel schlimmer.

Amaltheios: Sag's nicht, wenn ich es nicht aushalte. War nur ne Floskel. Also sprich. Wieso?.

Gloggikos: Weil es die Götter unserer Götter gar nicht gibt. Jedenfalls haben wir noch nie einen Gott gesehen, der ein Stück von der armen Ziege, die geopfert, grilliert und auf den Al-

tar gelegt wurde, gegessen hätte.

Amaltheios: Du willst also sagen, dass sie unsere Ziegen an Götter opfern die es gar nicht gibt?

Gloggikos: Genau so.

Amaltheios: Verstehen sie nun, verehrter Gloggikos, weshalb wir Ziegen von einer solchen Art von Wissenschaft nicht viel halten. Das alles macht doch gar keinen Sinn! Für wie blöd halten sie denn die Menschen, dass diese lebendige Ziegen schlachten, braten und auf einen Altar legen für Götter, die nie einen Bissen davon nehmen, und die es gar nicht gibt. Weshalb sollten sie einen solchen Blödsinn machen? Und das nicht nur einmal, Nein, sondern während Jahrhunderten, immer wieder, jede Woche? Irgendwann müssten die Menschen, die doch Homo sapiens heissen, gemerkt haben, dass ihre Götter, die es nicht gibt, diese Opfer gar nicht benötigen, weil sie diese nicht anrühren, dass also die Menschen die Ziegen auch selber essen könnten.

Gloggikos: Das machen sie ja nachher auch.

Amaltheios: Aha. Nachher?

Gloggikos: Ja. Sie geben die Ziegen an einen Priester in einem Tempel. Der würzt sie und opfert die Ziege den Göttern und ein bisschen von der Ziege, die nicht gegessen wird, weil es ihre Götter ja gar nicht gibt, erhalten dann die Metzger und Hirten. Wir haben ja nur untersucht wohin die Ziegen alle gehen, die bei uns verschwinden.

Amaltheios: Und warum haben wir bisher diese Priester in den Tempeln mit den Altaren nie gesehen.

Gloggikos: Weil diese mit Arbeit nichts anfangen können. Es sind lichtscheue Elemente. Sie warten im Tempeln darauf, dass man ihnen die Ziegen bringt.

Amaltheios: Und warum das ganze Theater mit dem Altar und den Götter, die nicht essen und nicht da sind?

Gloggikos: Vermutlich würden die Hirten ihre Ziegen den Priestern nicht abgeben, wenn sie wüssten, dass die Priester wegen diesem Narrativ der erfundenen Göttern viel besser überleben als die Hirten und Metzger. Jedenfalls sind in der Regel Priester adipös und Hir-

ten unterernährt.

Amaltheios: Das mag ja alles sein, verehrter Gloggikos, aber ändert es etwas an unserem Problem, dass wir verhungern auf dieser verdammten, unfruchtbaren Insel?

Gloggikos: Was fragen sie mich? Sie müssen halt an uns Wissenschaftler glauben und schon ist das Problem auf dem besten Weg zu einer Lösung. Ausserdem haben sie selber die Frage gestellt warum unsere Götter uns Ziegen opfern für Götter, die es nicht gibt, und weshalb sich die Hirten und Metzger nicht selber opfern. Warum müssen immer wir Ziegen für sowas hinhalten.

Amaltheios: Ein berechtigter Einwand. Weshalb ist das so?

Gloggikos: Das kann ich ihnen leider nicht sagen, weil man ja von Wissenschaft nichts hält.

Amaltheios: Spielen sie jetzt nicht die beleidigte Leberwurst! Gloggikos. Ich bitte sie!

8. MAI.  
TAG DER KAPITULATION DEUTSCHLANDS.  
ENDE DES 2. WELTKRIEGS.

*In den Gräbern werden die Kameraden  
samt Knochengerüst aufgefressen.  
Die Würmer kennen keinen Spass.*

Um zehn Uhr gebe ich mein Mietauto zurück. Um elf mache ich mich bereit für den Ausflug mit Jakovos. Er ist sonntäglich gekleidet. Zuerst zur Höhle des Johannes. Auf dem Parkplatz davor hat es einige Autos. Drinnen ein paar Leute. Vielleicht zwei Dutzend. Im Vorzimmer der Höhle sitzt ein bärtiger, alter Mönch, in schwarzer Robe, mit randlosem Hutzyylinder, auf einem niedrigen Holzschemel. Er ist umringt von ein paar Einheimischen, spricht zu ihnen und verteilt süsse, kleine, gezöpfelten Bisquits. Jakovos kennt den Geistlichen. Es ist der Bischof von Rhodos. Mich erstaunt, dass ein Bischof in so familiärer Vertrautheit mit ein paar Besuchern zusammen höckelt. Auch mir drückt er mit götigem Nicken ein Bisquit in die Hand. Ich weiss zunächst nicht, was ich damit anfangen soll. Also behalte ich das Guetzli in der Hand. Vieles in der Höhle kenne ich schon von meinem ersten Besuch. Aber es ist interessant zu hören wie Jakovos das erzählt: Das von aus-

sen eindringende, blendende Licht, die Erscheinung des Gottvaters als durchsichtige, leuchtende Figur im Gegenlicht. Mich erinnert es an Nahtoderlebnisse. Dazu passt ja auch die durch den Schock der Begegnung und Blendung am Boden liegende Figur des alten Johannes.

Als wir die Höhle verlassen ist vor dem Eingang alles abgeräumt, die Leute sind weg. Der Bischof verschwunden. Heute, am 8. Mai, ist der Todestag von Johannes. Patmos hat keinen eigenen Bischof, erklärt mir Jakovos. Die Insel hat einen Sonderstatus. Der Abt des Klosters untersteht direkt dem Patriarchen der orthodoxen Kirche in Konstantinopel, Istanbul, früher Byzanz. Was soll ich mit dem Bisquit machen? Frage ich Jakovos. Es ist ein Geschenk an die Gäste der Messe und Besucher der Höhle von heute, sagt er. Das hat nichts zu bedeuten.

Draussen, beim Spaziergang im parkähnlichen Garten, erzählt Jakovos von vielen Wundern, die hier bis heute stattfinden. Eines Tages habe ein Professor im Hotel übernachtet. Dieser habe ihm schon gleich zu Beginn gesagt, dass er an den ganzen religiösen Firlefanz und diese Wundergeschichten nicht glaube. In der Nacht aber habe Jakovos gehört wie der Professor im Salon des Hotels lange auf und ab ging und nervös Zigaretten rauchte. Morgens um zwei

Uhr dasselbe. Wieder sei der Professor im Salon auf und abgeschritten und habe eine Zigarette um die andere geraucht. Jakovos habe die Schritte gehört und sei aufgestanden. Ob er etwas brauche, fragte er den Professor. "Ja vielleicht einen Kaffee", antwortete dieser. Er sei aber ohne Kaffee schon sehr nervös und aufgereggt gewesen. Mir war nicht klar, weshalb Jakovos diese Episode als Wunder einstuft. Vielleicht war er wegen dem letzten Bild von Michailis, das im Salon hing, so nervös?

Dann fährt mich Jakovos zu den Stränden nordwestlich von Skala, Meloi, Livadi, Agriolivadi, Kampos und zu den Ruinen einer alten Windmühle auf einer Anhöhe, von der man ein eindruckliches Panorama genießt. Alle Menschen am Strassenrand grüssen Jakovos, und er zurück. Dann fährt er zur Kirche Panagia Geranou im äussersten, westlichen Zipfel der Insel. Beim Aufgang zum Kirchhügel, über eine gewundene, steile Strasse, die Jakovos bauen liess, damit die Fussgänger einfacher Zugang haben, sehen wir überall Kotkügelchen von Ziegen verstreut. Eine Gruppe von fünf der zotteligen Viecher haben es sich im Vorhof der Kirche gemütlich gemacht. Überall liegt Mist. Jakovos ärgert sich. Mit einer Art Löwengebrüll verscheucht er die gehörnten Tiere und jagt sie panisch durch die Zaunlücke, die sie für den Einbruch be-

nutzt hatten, in die Landschaft hinaus, von wo sie gekommen sind.

Das Hügelpodest der Agias Geranou ist eine antike Akropolis, eine ausgedehnte, topfebenen Fläche zuoberst auf dem Berg, etwa 100 Meter über einer ungewöhnlichen, fast kreisrund geschlossenen Bucht mit türkisblauem Wasser. Sie sieht von oben aus wie eine Lagune.

Ich erfahre dass Jakovos der Verwalter dieser Kirche ist, die berühmt ist dafür, dass jährlich am 15. August hier ein wichtiges Fest der Inselbewohner gefeiert wird. Gerade neben den zwei schlichten Kirchenschiffen befindet sich eine Küche mit einem dreiflammigen Gasherd. Es hat eine Wasserzisterne, die den Regen des Daches sammelt, einen Raum, wo die Holzbänke gelagert sind und ein neuer, grosser, fest installierter Stromgenerator. Um die Kirche hat man Kiefern gepflanzt. Sie sind von Ziegen schwer geschädigt. Jakovos klagt dass es einfach zu viele Ziegen gäbe und sie hätten zu wenig Futter. Deshalb drängen sie überall in Gärten ein und fressen die Bäume kahl. An den Jungbäumen schälen sie die Rinde ab. Im Inneren der kleinen Kapelle hat es zwei nebeneinander liegende Kirchenschiffe. Vor jeder ist je eine Ikone aufgestellt, dazu verdorrte Blumen und eine Vielzahl der typischen, silbernen Votivbleche mit abgebildeten Beinen, Armen, Lungen, und Händen, die hier geheilt wurden.

In griechischer Zeit habe es hier ein Dorf gegeben mit Namen Patalia. Viele Häuser waren an der meerabgewandten Seite den Abhang geduckt, sodass man sie vom Meer aus nicht sehen konnte. Da, wo heute die Kirche steht, stand in der Antike ein Demeter-Tempel und befand sich die Akropolis, die Schutzburg der Dorfbewohner. Vom ehemaligen Tempel sind einige Marmorstücke erhalten geblieben. Eine Ausgrabung habe es aber hier bisher nicht gegeben. Am Fuss des Tempelberges breitet sich auf Meereshöhe eine grosse Ackerfläche aus. Man sieht hügelwärts Terrassenstrukturen. Jakovos sagt, dass da früher Getreide angebaut wurde. Zeugen einer alten Dreschfläche und eine Mühle seien gefunden worden. An der Bergflanke gibt es Zisternen, die noch heute Wasser führen. Eines der Brunnenlöcher ist mit einem rostigen Kessel markiert. Darunter befindet sich ein Schachtdeckel. Jakovos öffnet ihn. Und tatsächlich. In der Tiefe glitzert zu meiner grossen Überraschung Wasser.

Auf der Rückfahrt schlage ich Jakovos vor, in der Taverna von Kambos zu essen. Er willigt ein. Da werden wir schon von Panagos und Manolis empfangen. Natürlich kennen sich alle gegenseitig. Es gibt gekochte Moplevra mit Zitrone, Auberginen mit Sugo, und eine kühle Rاندensauce mit Frischkäse. Danach frittierten Baccalaofisch, Orangenkuchen und Kaffee.

Jakovos kam erstmals 1962 nach Patmos. Er arbeitete lange Jahre in Athen, auf dem Flughafen. Zuvor war er an der Uni und hat dort Altgriechisch studiert, weshalb er fast alle Werke der antiken Griechen lesen kann. Ein Büchermensch. 1995 kam er erneut nach Patmos, wo er Roula heiratete. Roula sei ein alter jüdischer Name und der Familienname Zacharo leite sich wohl von dem biblischen Zacharias her. 1996 sei Michailis gestorben. Er sei der Besitzer der Villa Zacharo und des Restaurants gewesen. Damals hätte Hochkonjunktur geherrscht.

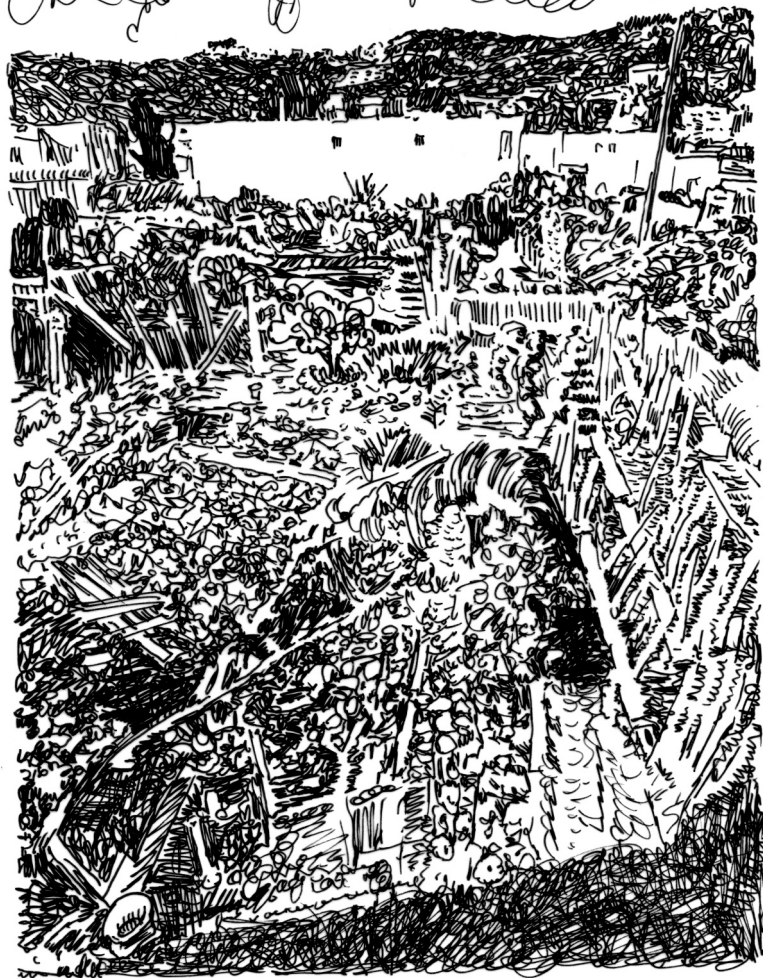
Jakovos sei 1995 nach 31 Arbeitsjahren in Rente gegangen. Mit 53 Jahren. So habe er Zeit gehabt zu überlegen, was zu tun sei, jetzt wo der talentierte Michailis so plötzlich gestorben sei. Er entschloss, die Villa Zacharo und den Garten und das Restaurant zu übernehmen, um den Betrieb mit Roula zusammen weiterzuführen.

Das letzte Bild von Michailis hängt seit seinem Tod im Salon. Die anderen Bilder von Michailis hätten Verwandte einfach mitlaufen lassen. Es tönt wie gestohlen, oder geklaut, entwendet. Michailis habe ein riesiges Gemälde für eine Taverne gemalt, sagt Jakovos, sechs Meter lang. Auf eine Art Stoff. Man habe es ihm, Jakovos, zum Kauf angeboten. „Aber was soll ich mit einem sechs Meter langen Gemälde?“ fragt er. Michailis habe Aufträge gehabt von

anderen Restaurants. Er habe keine Fantasielandschaften gemalt, sondern immer nach Fotos gearbeitet, nur lokale Sujets.

Bei Tisch reden wir über Esskultur und Gesundheit. Jakovos verrät mir, dass er jeden Tag ein kleines Glas Aloe-wasser trinkt und ein Glas Tee mit Kräutern von den Bergen Kretas. Dieser Tee seiner Heimat sei bei ihm aus fünf Kräutern zusammengesetzt, die er selber sammle. Aloe habe er im Garten. Seit er dies jeden Morgen mache, habe er nie mehr Gichtschmerzen in den Knien, den Schultern oder sonstwo gehabt. Viele Leute begännen wieder damit, sich auf Essgewohnheiten der alten Griechen zu besinnen. Fleisch nur einmal pro Woche, einen Tag Fisch, wenig Brot – Brot sei nicht Tradition der Griechen – aber viele Bohnen, Gemüse und eben all die Wildkräuter je nach Saison. Und natürlich Olivenöl.

Handwritten text in a cursive script, possibly a title or a note, located at the top of the page.



## NACHBESPRECHUNG

*Im Landeskrankenhaus werden Patienten  
ins Leben zurückgewiesen.*

Danielos: Und wo, lieber Aristophanes, ist der ganze Text dieser Komödie "die Ziegen"?

Aristophanes: Die Komödie ist unfertig geblieben, weil ich um 380 starb.

Sokrates: Das ist nicht wahr. Die Komödie wurde doch aufgeführt. Sie war blanke Katastrophe. Niemand hat kapiert, worum es da geht.

Aristophanes: Ich wollte deshalb noch eine Parabase schreiben. Mein Agent hatte es mir aber ausgedet.

Danielos: Aber wie sollte die Geschichte der Ziegen ausgehen?

Aristophanes: Ich habe es vergessen. Ehrlich, Es ist schon 2400 Jahre her.

Sokrates: Also, so, wie ich Aristophanes kenne,

kann es nur so ausgegangen sein, dass die Ziegen selber eine Lösung erzwingen. Streng dich ein bisschen an, Aristophanes. Ich bin sicher dass es dir wieder einfällt.

Aristophanes: Ja, jetzt fällt es mir wieder ein, dass die Ziegen sich befreien von den Hirten und Metzgern und abhauen.

Danielos: Wie abhauen?

Aristophanes: Schwimmend. Oder mit einem Schiff.

Danielos: Dann stimmt es also doch. Es gibt nämlich ein achttes Fragment deiner Komödie, deren Echtheit immer wieder bezweifelt wird, weil für die Philologen die Übersetzung so absurd ist und sie für die Folge von Schreibfehlern von besoffenen Mönchen hielten, die, illegal natürlich, die Komödienfragmente abgeschrieben haben.

Sokrates : Dann ist es mit Sicherheit echt, wenn es von Aristophanes ist.

Aristophanes: Schriftstücke werden meist besser und textgetreuer abgeschrieben, wenn die Kopierer nichts davon begreifen. Verfälscht werden Texte beim Abschreiben meist dann, wenn

die Abschreiber meinen, sie hätten den Inhalt verstanden, und ihn dann "verbessern".

Sokrates: Man darf sich aber schon fragen, ob der komödiantische Stil von Aristophanes nicht die Seriosität der Probleme verharmlost. So auch hier in deinem Buch, Danielos, über das letzte Bild von Michailis.

Ist es nicht, dass die Belustigung über grosse Seelenfragen nach dem Sinn des Lebens und dem Tod, die tiefe Besorgnis der Menschen der Lächerlichkeit preisgibt? Ist dieser Humor nicht pietätslos und boshaft?

Aristophanes: Mein lieber Sokrates. Ich kann deinen Einwand zur Kenntnis nehmen, finde persönlich hingegen, dass es einer Sache auch förderlich sein kann, wenn ihre Besprechung nicht immer ängstlich in unfreiwilligen Ernst und in wächserne Ehrfurcht abgeleitet.

Danielos: Panagos! Diese Runde Ouzo geht auf mich.



## KASTELLI

*Der Sarg ist das letzte Abbildnis.  
Nachher dauert die Ewigkeit nicht mehr lange.*

Nach dem Friedhof, rechts. Genau wie Jakovos gesagt hat. Hier wurde Rita zur letzten Ruhe gebetet. Was für ein heller, farbiger, lebensfreudiger Friedhof zwischen Zypressen und Olivenbäumen! Weisser, polierter Marmor, würdige Bilder der Verstorbenen, Blumen, aber nichts Morbides. Tauben gurren.

Eine Kiesstrasse führt hinauf zu einem Plateau mit Äckern und Wiesen. Die Felder sind sorgfältig umfasst mit hohen Steinmauern, zum Schutz gegen gefräßige Ziegen. Es wird Hafer angebaut. Auf magerem Boden. Darüber erhebt sich der nördliche Abhang der alten Akropolis von Skala. Zwanzig Meter unter dem Gipfelplateau sieht man Reste von zyklonischem Mauerwerks der antiken Befestigung, die vermutlich im 4. Jahrhundert vor Christus erbaut wurde, also vor 2500 Jahren. Die wenigen verbliebenen Steinblöcke sind perfekt zugehauen und nahtlos gefügt. Es sind Fundamente von Türmen. Früher befand sich da ein Apolltempel. Man fand Spuren einer Be-

siedlung, die bis in die Bronzezeit zurück reicht, das ist rund 1500 Jahre vor Christus. Ich bleibe stehen und staune vom Weg aus hinauf.



Ein Mann mit einem Minitrax fährt heran. Er repariert die ungeteerte Strasse, schüttet Sand und Kies in Löcher. Er hält vor mir an. Stellt den Motor ab. Lässt die Baggerschaukel ausschweifend zu Boden sinken.

„Wollen sie auf das Kastelli?“, ruft er.

„Ja.“

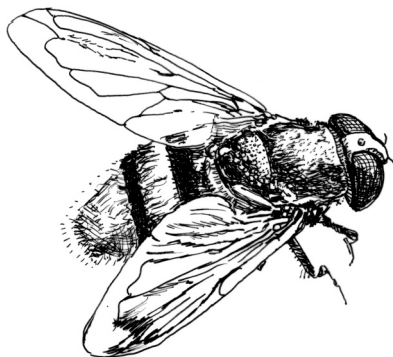
"Dann müssen sie diesen Weg zurückgehen. Dann dort links das grosse Eisentor öffnen. Dahinter beginnt ein Weg über die Wiesen, bis zu dem grünen Haus dort. Von da geht's dann durch die steinige Halde hinauf."

„Danke!“

Es sind wenige Leute unterwegs, die Wegspur in den hohen Grashalmen fast unsichtbar. Der Aufstieg führt an einem mit unbehauenen Steinen geschichteten Ziegenstall vorbei, dann durch felsiges Gelände hinauf. Auf der Bergkuppe angekommen gelange ich zu einer kleinen Kapelle und der Einsiedelei des Heiligen Konstantinos. Es ist ein verstecktes, kleines Pardieschen am Rande des Plateus. Ein hellblau bemaltes Eisentörchen lässt sich mit einem Schieber öffnen.

Ich betrete einen bunten Zwergengarten. In unregelmässigen, kleinen Erdflecken sind Zwiebeln angebaut, Fenchel, Spinat, dazwischen ragen mannshohe Rosmarinbüsche, Oleander, ein gewaltiger Feigenkaktus, Kiefern, Mavplora, Olivenbäumchen. Geranien leuchtend pink, feuerrot und Purpur. Aloe, drei geduckte Weinstöcke. Der lauschige Garten sieht belebt aus. Das Kirchlein ist aber verriegelt. Atemberaubend ist die Aussicht. Der Garten ist ein Adlernest. Auf drei Seiten blickt man hinaus und herab zwischend den Baumstämmen der Kiefern auf die Felsklippen der Bucht von Lefkes, dahinter die Hügel von Chora mit dem Kloster und in weiter Ferne die Einsiedelei Prophitis Elias, das Meer, das an die felsige Küste schäumt. Ein prima Platz zum Meditieren. Zwei titanische Kreuzfahrtschiffe liegen am Dock vor Skala. Sie überragen die Stadt um viele Stockwerke.

In der Mitte des Gartens blüht und duftet ein Chinesischer Klebsame, *Pittosporum tobira*. Warum sind diese fremdländischen Gewächse, die man Angeliki nennt, hier so auffallend häufig? Sicher weil die Pflanze salztolerant ist, robust, viele Blüten besitzt und ein gutes Bienenfutter liefert, wie ich sehe. Honigbienen sind zahlreich, aber klein. Auf einer Blüte erspähe ich eine spektakuläre Schwebfliege. Ich schätze sie fast 25 Millimeter lang, mit zwei schwarzen Streifen auf dem breiten, gelben Hinterleib. Das Insekt besitzt ein oranges Schildchen und ein rotes, glänzendes Pronotum.



*Die Hornissen-Schwebfliege, Volucella zonaria.*

Die majestätische Schwebfliege ist fast doppelt so lang wie die Bienen. Sie saugt Nektar aus den Kelchen der Blüten des Angeliki. Später finde ich heraus dass es sich bei dem Insekt um die Hornissenschwebfliege, *Volucella zozanaria*, handelt, die grösste Art der Schwebfliegen in Europa. Sie tarnt sich mit einem Duft, um in der Nähe von Nestern von Hornissen, Wespen und Hummeln ihre Eier abzulegen. Die Larven entwickeln sich danach in den Nestern ihrer Wirte. Nicht aber als Schädlinge, sondern als Nützlinge. Die Larven der Hornissenschwebfliegen fressen und entsorgen tote Insekten aus dem Bau, und deren Exkremente ebenso; sie sind eine Kombination von Beredigungsinstitut und Putzmannschaft. Man nennt das Kommensualismus. Von mensa = Tisch. Zusammen am Tisch. Die madenartigen, behaarten Larven tarnen sich mit anhaftenden Erdteilchen. Nach Beendigung ihres Kadaverbeseitigungsjobs im Wirtsbau, verpuppen sich die Larven im Erddreich und überwintern, um im Mai auszuschlüpfen. Also jetzt.



*Larven der Hornissenschwebfliege.*

Überall hat es in diesem Gartenparadies kleine geschützte Nischen. Im Schatten der Bäume stehen zwei Tische mit betonierten Tischplatten und darin dekorativ eingedrückten Steinen.

Hinter dem geduckten, weissen Kirchlein mit dem typischen Glockenstuhl und dem herabbaumelnden Seil, höre ich Geräusche. Als ich nachschaue steht da ein Mann referierend auf dem gewölbten, rostigen Deckelblech einer halb im Boden versenkten Zisterne und etwas abseits kauert ein anderer Alter auf einem Stein und hört ihm zu.



## DER PROPHET

*Die Wege der Umkehr sind längst überaltert.*

Prophet: Gott sprach zu mir: Sprich zu ihnen! Das sagte er zu mir. Gott befahl mir: Sprich zu ihnen so: Jetzt, wo ihr die Zukunft hinter euch gebracht habt, sollt ihr euch um eure rechte Vergangenheit kümmern. Auf dass ihr Eure Seelen rettet vor den Monstern der Zukunft, den Drachen, die ihr selber – Oh, ihr armseligen Stümper - erschaffen habt und euch durch euer eigenes Verschulden die Lösungen eurer Probleme mehr bedrohen als die Probleme selber, weil ihr eure Vergangenheit und Herkunft verleugnet und eure Gegenwart verflucht.

Sokrates: Das hab ich verstanden. Teilweise. Kann man das nicht einfacher sagen? Weshalb genau sagst du, wir hätten die Zukunft hinter uns gebracht?

Prophet: Eure Zukunft ist schon vorbei, weil ihr sie

mit euren Lösungen für eure gegenwärtigen Probleme getötet habt. Umgebracht. Der Dra- che, gegen den ihr kämpft, ist das böartige Getier und Geschwür der Lösungen, die ihr zur Bewältigung eurer Probleme erschaffen habt.

Sokrates: Okay. Dann sind wir also alle im Eimer, fertig, am Ende und futsch und du, Prophet, bist ein Panikmacher und Untergangsprophet.

Prophet: Nein, nein. Ich bin ein Auferstehungsprophet. Ich sagte ja, dass ihr die Monster der Zukunft überlebt habt.

Sokrates: Wer ist ihr. Ich bin ja allein da.

Prophet: Dann eben du.

Sokrates: Prophet von was ?

Prophet: Egal. Ich bin einfach Prophet.

Sokrates: Woran glaubst du denn?

Prophet: Das kann ich doch nicht sagen. Ich kann ja nicht an etwas glauben, was ich glaube. Ich weiss, an was ich glaube. Die Prophetie bringt nur etwas, wenn andere daran glauben, was ich glaube. Sonst glaube ich ja nur an mich

und auch wenn ich sage, es ist der und der Gott, ist es doch immer nur einer, von dem ich glaube, dass es der Gott ist, an den ich glaube und ich glaube noch immer dann nur an mich selber, an meinen Glauben.

Sokrates: Wow! Prophet. Du hast aber ein Problem.

Prophet: Bist du jetzt bekehrt?

Sokrates: Wie kommst Du darauf? Davon war nie die Rede.

Prophet: Ich bin Prophet.

Sokrates: Zuerst muss du dem einfachen und hartherzigen und widerspenstigen Pöbel doch gnädigerweise darlegen, wessen Prophet du bist.

Prophet: Ich hab ja gesagt, von Gott.

Sokrates: Ja, aber das sagen alle. Alle Propheten.

Prophet: Das heisst ja nicht, wenn es alle sagen, dass es deswegen nicht stimmen kann, oder?

Sokrates: Aber wem soll ich denn glauben, wenn alle von einem Gott reden, aber alle von ihrem eigenen, der nicht derselbe ist, wie der, anderen?

- Prophet: Das ist Dein Problem.
- Sokrates: Das ist – wie mir scheint - ein durchaus vernünftiger Ansatz. Dann bist Du also der Prophet des Weissgottwergottes?
- Prophet: Das ist mir egal. Ich bin einfach Prophet. Mir reicht es, wenn Du Dich bekehrst. Ich bin bescheiden geworden. Früher war ich mal richtig auf Abschluss fixiert wie ein Broker oder Versicherungsmakler. Aber heute? Hier auf dem menschenleeren Kastelli?

Ich schleiche mich zu den zwei Herren. Ich will sie nicht stören und setze mich still und heimlich, etwas weiter entfernt hin. Aber natürlich haben sie mich entdeckt und schauen beide zu mir.

- Danielos: Entschuldigt bitte, wenn ich störe. Darf ich zuhören?
- Prophet: Gott sprach zu mir: Sprich zu ihnen! Das sagte er zu mir. Und Gott befahl mir: Sprich zu ihnen so: Jetzt, wo ihr die Zukunft hinter euch gebracht habt, sollt ihr euch um eure rechte Vergangenheit kümmern. Auf dass ihr Eure Seelen rettet vor den Monstern der

Zukunft, die ihr selber – Oh, ihr armseligen Bastler ....

Danielos: Das habe ich schon gehört. Danke.

Sokrates: Er lebt von Wiederholungen.

Prophet: Warum hört ihr nicht zu? Ein Prophet, dem man nicht zuhört, ist kein Prophet.

Sokrates: Aha! Dann bist Du also von uns abhängig.

Prophet: Weshalb abhängig?

Sokrates: Weil Du uns überzeugen willst und wir Dir zuhören sollen.

Prophet: Was soll ich denn sonst machen?

Der Prophet steigt vom Deckel der Zisterne herunter, sackt zusammen und bleibt heulend am Boden liegen. Sokrates und ich schauen uns einen Augenblick ratlos an. Dann tritt Sokrates zum Propheten, setzt sich im Schneidersitz neben das Häufchen Elend, beugt sich vor und berührt ihn vorsichtig an der Schulter. Da zuckt der Prophet aber zurück.

Prophet: Weiche von mir. Finstere Macht des Bösen. Ich brauche Deinen Trost nicht.

Sokrates: Ich bin ja nicht grundsätzlich gegen Pro-

pheten. Aber mein Lehrer war Heraklit und sein Lehrer der Philosoph Xenophanes. Verstehst Du? Mit diesem Bildungsrucksack kannst du nicht einfach jedem Propheten nachlaufen. Ich wäre ja sonst schon beim ersten Morgenspaziergang über die Agora in Ephesus fünfzig mal bekehrt worden. Ausserdem hat Xenophanes gesagt: Niemand hat das Recht etwas zu glauben. Alles sind bloss Vermutungen und Bescheidenheit ist angebracht, was das Wissen betrifft.

Prophet:       Aber Gott hat mir gesagt ich solle zu euch sprechen.

Sokrates:       Ist ja okay. Da habe ich nichts dagegen. Aber was hat das mit mir zu tun?

Der Prophet schüttelt sich in einem neuen Schluckzanfall.

Sokrates:       Komm jetzt, Prophet. Du hast ja jetzt getan, was Gott dir gesagt hat. Es ist alles gut. Niemand kann dir einen Vorwurf machen, du hättest nicht auf deinen Daimon gehört.

Es hilft nichts. Der Prophet ist völlig aufgelöst.

Danielos: Vielleicht weiss ein Prophet selber nicht, weshalb er etwas sagen soll. Und dann noch etwas so Komplexes wie das, was er hier sagt. Dass der Drache die Lösungen sind, die wir zur Bekämpfungen von Zukunftsängsten geschaffen haben. Dass aber die Energie, um diesen Drachen zu töten aus der Vergangenheit kommen muss, indem wir Herkunft und Geschichte würdigen und ehren, um unsere Gegenwart zu sichern. Oder hast Du das, Sokrates, anders verstanden?

Sokrates: Genau so habe ich es verstanden. Ja, Danielos, unser Bruder hier hat ein hartes Prophetenlos gezogen. Ich verstehe warum er wie ein angeschossenes Reh vor uns am Boden liegt. Man schickt ihn mit einer schier unlösbaren Aufgabe in eine renitente Welt voll von Ignoranz, Selbstdünkel und Selbstgefälligkeit. Und am Schluss geht die Welt doch nicht unter und der Prophet ist erst noch der Lächerlichkeit preis gegeben.

Danielos: Ich an seiner Stelle würde mich auch zu unrecht bestraft vorkommen.

Der Prophet hat die Fassung wieder gefunden, setzt sich auf, wischt sich ein paar Tränen mit seiner Tonika aus den Augen. Er schnauft schwer aus.

Prophet:           Ihr habt gar nichts begriffen. Tut mir leid, wenn ich das so hart sagen muss.

Sokrates:           Liegt das dann nicht vielleicht ein bisschen an Dir. Dass du es nicht geschafft hast, die Sache, die du uns mitteilen willst, klar zu machen? Was betrifft denn die Tränen, die du jetzt aus Enttäuschung vergossen hast?

Prophet:           Es geht nicht darum, dass ihr verstehen könnt, was ich sage.

Sokrates:           Aha! Und um was geht es denn dann?

Prophet:           Es geht nur darum, dass ihr zuhört. Und ihr euch bekehrt.

Danielos:           Zu was bekehrt?

Prophet:           Was fragst du mich? Woher soll ich das wissen. Ich bin nur der Prophet, der es sagt.

Sokrates: Danielos, ich glaube, dass wir hier unsere Zeit vergeuden.

Prophet: Hast nicht gerade Du, Sokrates, deinen Lehrer den grossen Xenophanes von Ephesus zitiert, dass man kein Recht habe etwas zu glauben?

Mit diesen Worten steigt der Prophet wieder auf den Deckel der Zisterne. Er klopft sich mit neu gewonnener Zuversicht den Staub aus seinem Mantel.

Sokrates: Nein, Prophet! Ich bitte dich! Lass das! Ich muss weiter!



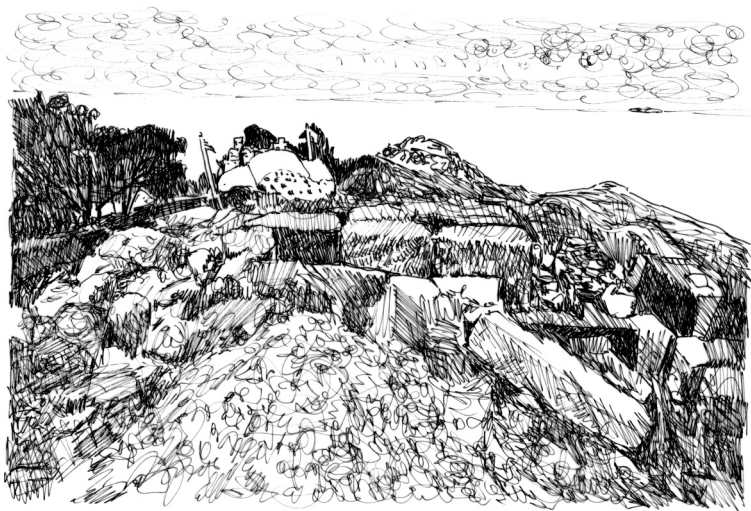
## SKALA

*Der Krieg hat Rauchsäulen über die Erde gebreitet.  
Der Friede war zu streng für die Welt.*

Stimmen nähern sich. Ein Hund bellt. Ein Touristenpaar steht vor dem blauen Eingangstörlein. Sie sehen mich. Ich winke ihnen zu: Kommt nur herein. Da sind aber der Prophet und Sokrates schon weg. Ich nehme meinen Biscuitzopf vom Bischof von Rhodos aus dem Rucksack und esse eine Hälfte. Die andere lasse ich hier für die Ameisen und Vögel und andere, die am Geschenk des kirchlichen Würdenträgers mitknabbern mögen. Vielleicht Apoll auch. Er hat ja jetzt Zeit, seit sein Tempel geschleift und die Steine seiner Anlage anderswo verbaut wurden.

Ich besichtige die kahle Hochfläche der Kastelli-Akropolis, eine auf mehreren Stufen angelegte Terrasse von vielleicht einer Hektare. Nur ganz wenige behauene Steine sind noch erhalten geblieben. Und zwar Fundamente, die zwischen Dornengebüsch und Disteln aus dem anstehenden Fels aufragen. Gegen den Hafen von Skala hin wurde ein tiefer gelegenes Plateau vorgeschoben. Von hier

aus konnte man Feind und Freund von weitem ankommen sehen. Die meisten Tuffblöcke wurden abtransportiert. Man sieht vereinzelte verstreut am Abhang, unterhalb des Kirchleins. Dort befindet sich auch der antike Rest eines Tores. Es soll samt Torbalken noch vor wenigen Jahren aufgerichtet gewesen sein, wie ich von Fotos weiss. Jetzt liegt alles am Boden. Es sieht für mich nicht nach einem Toreingang aus, weil quer dazu eine Treppe unter die Schwelle des 'Tores' führt und ein gemauerter, versenkter Raum sichtbar ist, der mich eher an eine Bad oder eine Zisterne, erinnert, zu deren Wasser man hinabsteigen konnte.

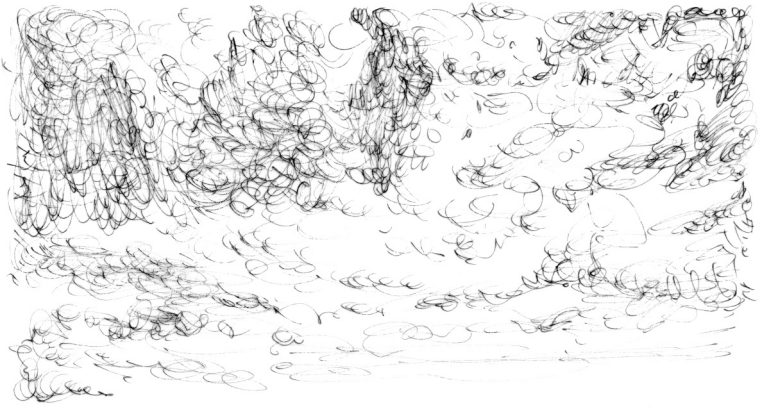


*Das schütterere Kapellchen der Agios Konstantinos inmitten der titanischen Blöcke der antiken Akropolis von Patmos auf dem Kastelli.*

Wenn man die millimeter genau zugehauenen Blöcke aus Trachyt sieht, die nahtlos und ohne Mörtel verbaut sind und daneben den geweißelten, schütterten Steinhauken der fensterlosen Kapelle, die wie ein Ziegenstall am Boden kriecht, hat man den Eindruck, dass vor 2500 Jahren mehr Kultur war, mehr Knowhow, mehr Macht, und mehr Impetus. Wo sind die Menschen alle hin? Und weshalb ist gerade dieser Platz in der Höhe über dem Hafen nicht mehr besiedelt worden?

Wieder zurück in Skala, sehe ich Passagiere eines Schiffsriesen an Land gehen, alte, pensionierte Pärchen, viele fett, maskiert, keine schönen Menschen. Das tut mir leid und weh. Sie können es sich nicht leisten schlicht und schön zu sein. Kein Lachen. Kein Staunen. Sie streifen durch das Städtchen wie durch die Unterhosenabteilung von COOP und Migros. Mich schaudert, wenn ich die ausrangierten Duos sehe, vom düstersüssen Parfum der Einsamkeit umwölkt, das sie notdürftig zusammen klebt, griesgrämige Fröhlichkeit absondernd, mit ausgestülpten, an den Mundwinkeln herabhängenden Unterlippen, und dem plumpen Gang ungetanzter Beine.

*Blick vom Kastelli hinunter zum Hafen von Skala, mit einem grossen Dreimaster, der vor der Hafeneinfahrt ankert.*



## INSEL DER ARTEMIS

*Mit Nahrungsvitaminen  
werden die Kinder  
ins Leben gestemmt.*

Vor Johannes war Patmos die Insel der Göttin Artemis, eine der zwölf grossen olympischen Gottheiten, Tochter von Zeus und Leto und Zwillingschwester von Apoll. Artemis ist die Göttin des Waldes, der Natur, der Jagd, deshalb wird sie oft mit Tieren dargestellt, vor allem mit Hund und Hirsch. Sie besitzt einen silbernen Bogen, was ihre Nähe zum Mond ausdrückt. Silber ist das Metall des Mondes und der Bogen hat die Form einer Mondsichel. Dieser war bei der Entstehung der Insel Patmos von entscheidender Bedeutung. Selene, die Göttin des Mondes, soll sich nämlich einst im Artemistempel an der Küste Kleinasiens aufgehalten haben. Ihr Mondlicht fiel auf eine im Meer versunkene Insel. Als Artemis dies sah wünschte sie, dass die liebevolle Insel auftauchen würde und bat ihren Bruder Apoll um Hilfe und dieser seinerseits ihren Vater, Zeus, der einwilligte und die Geburt der Insel ermöglichte, die von da an im antiken Griechenland Letoi genannt wurde, was ein anderer Name von Artemis ist, wörtlich:

die von Leto Geborene. Daher befand sich das Hauptheiligtum der Insel Letoi, der Tempel von Artemis, auf dem Hügel, wo heute das Johanneskloster steht. Auf einem zweiten Hügel, der Kastelli heisst, befand sich die frühere Akropolis von Letoi, die antike Fluchtburg der Hafenstadt mit einem Apolltempel, von dem nichts übrig geblieben ist als eine kleine Kapelle und die Einsiedelei, die ich gestern besucht habe.

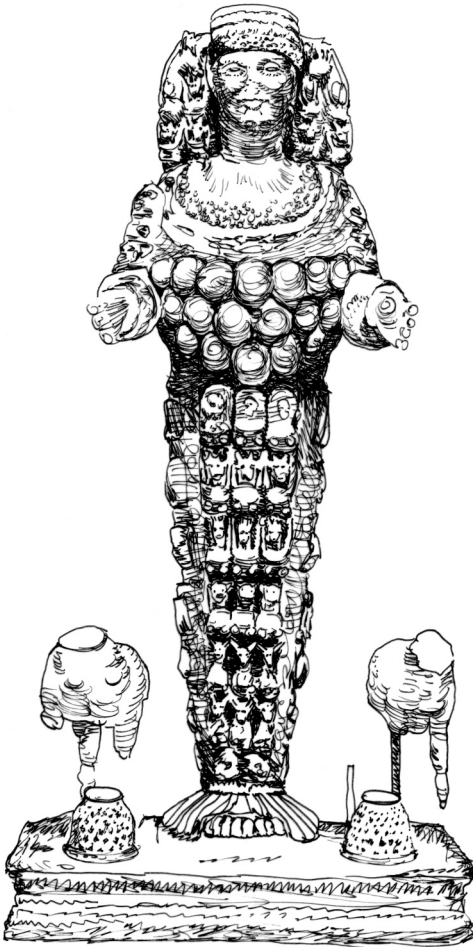


*Klassische Darstellung der Göttin Artemis als sportlich locker gekleidete Jägerin, mit einem Hirsch, dem heiligen Tier des Waldes.*

Artemis ist Schutzgöttin der Geburt und Hüterin von Frauen und Kindern. Tempeldienerinnen mussten jungfräulich leben, wie Nonnen. Artemis ist eine wehrhafte und manchmal auch kriegerische Göttin, ähnlich wie Athene. Bei den Römern heisst sie Diana. Ihre heiligen Pflanzen sind das Wermutkraut, Artemisia, das in vielerlei Formen als bittere Heilpflanze vorkommt von Artemisia annua, der berühmten Antimalariapflanze, die wir in Kilueka anbauen, bis zu Artemisia absinthium dem Kraut der Fée Verte und dem Beifuss, Artemisia vulgaris, genannten Gewürz. Alle sind stark duftende aromatische Kräuter.

Heilig sind der Artemis als Waldgöttin die Palme und die Zypresse. Tiere wie der Eber, der Hirsch, der Bär aber auch die Gämse. Ihre Begleiter sind Hunde, die sie von Pan geschenkt bekommen hat. Bei der Jagd benutzt sie silberne Pfeile. Homer nennt Artemis die Herrin der Tiere. Man nimmt an, dass diese Göttin schon bei den Minoern in Kreta verehrt wurde als Göttin der Berge und der Jagd, mit dem Bär als heiligem Tier. Bei Mykenern, den Vorfahren der Griechen hiess sie Ar-te-mi-to. In der ältesten Schrift des Mittelmeergebietes, der bronzezeitlichen Linear-B Schrift von Kreta ist Artemis als a-ti-mi-te verbürgt. Das schreibt sich so:

The image shows the Linear B script for the word 'Artemis'. It consists of a sequence of seven characters: a vertical bar with a hook at the top, a vertical bar with a hook at the bottom, a vertical bar with a hook at the top and a horizontal bar at the bottom, a vertical bar with a hook at the top and a horizontal bar at the bottom, a vertical bar with a hook at the top and a horizontal bar at the bottom, a vertical bar with a hook at the top and a horizontal bar at the bottom, and a vertical bar with a hook at the top and a horizontal bar at the bottom.



Kultstatue der Artemis, ca 200 n. Chr., wie sie im Artemision von Ephesus verehrt wurde. Ihr Körper ist bekleidet mit Trophäen von Tieren. Flankiert wird sie von zwei Hirschen und zwei Bienenkörben. So wird Artemis von Homer beschrieben als 'Herrin der Tiere'. Es handelt sich bei den prallen Kugeln vor ihrem Oberkörper wohl nicht um Brüste, die Bildhauer waren ja nicht so blöd, die Brustwarzen zu vergessen, sondern, sagt man, um Hoden von Stieren oder Ziegen oder von Pan, die Samensäcke, die Spermatophoren der Welt.

Die Insel Patmos ist sehr tief in der griechischen Mythologie verwurzelt, nicht nur wegen Artemis, Selene, Apollo, Dionysios, Demeter und Aphrodite, die auf Patmos verehrt wurden, sondern wegen den Epen und Legenden um Troja, Agamemnon, Iphigenie, Orest und dem Fluch der Tantalidensippe, der mit dem Auftragsraub der skythischen Artemis, einem Standbild aus einem Tempel auf der Krim, in Patmos ein Ende fand.

Klar, es gibt Historiker, die behaupten, die skythische Artemis sei nicht nach Patmos gebracht worden, sondern nach Argos, oder nach Athen, oder, oder... Andere sagen es sei alles nur eine Erfindung. Eigentlich haben sie alle irgendwie recht. Aber sehen sie: Um's Rechthaben geht es hier nicht. Es geht ums Zuhören. Mit Rechthaberei verpasst man den Schatz des Erzählten.

Nehmen wir an, dass das Standbild der Taurer im Artemistempel auf dem Chorahügel in Patmos aufgestellt und verehrt wurde. Es soll sich um die sagenhafte Statue gehandelt haben, von der der Sendmönch Christodoulos Latrinos stolz behauptete, er habe das verhasste Götzenbild eigenhändig im Jahre 1088 zerstört, als er auf dem Fundament des Artemistempels das Johanneskloster errichten liess, um die Insel der Johannes-Offenbarung in einem strategischen Schachzug für die orthodoxe Christenheit in Besitz zu nehmen.

Die meisten Griechen, die in der Antike auf die Insel Patmos kamen, kannten die Geschichten von Orest und Iphigenie auf Tauris. Homer besang sie in der Ilias, die berühmtesten Dichter der attischen Demokratie, Aischylos und Eurypides schrieben erschütternde Tragödien über diese herzerreissende Netflix-Serie am Rande des Trojanischen Krieges. Das Standbild der skythischen Artemis auf Patmos war nicht einfach irgendeine Statue, sondern handfestes Zeugnis der brutalen Realität der göttlichen Wirr- und Wirkkräfte in der griechischen Welt. Patmos war vor 2500 Jahren ein reicher Handels-, Reiseknotenpunkt und Pilgerort in der Ägäis. Jeder wusste, was Patmos und Artemis mit dem Krieg gegen Troja zu tun hatte. Aber das ist heute eine lange Geschichte. Für lange Seefahrten.



*Dionysios in seinem "Wohnwagen", dem Lebensgefährten, dem Schiff, das sich treiben lässt vom Wind, das Ruder frei gelassen. Um den Mast rankt sich Wein. Piraten sind zu Delphinen verwandelt, die ihn wohlwollend begleiten.*

## TROJA UND PATMOS

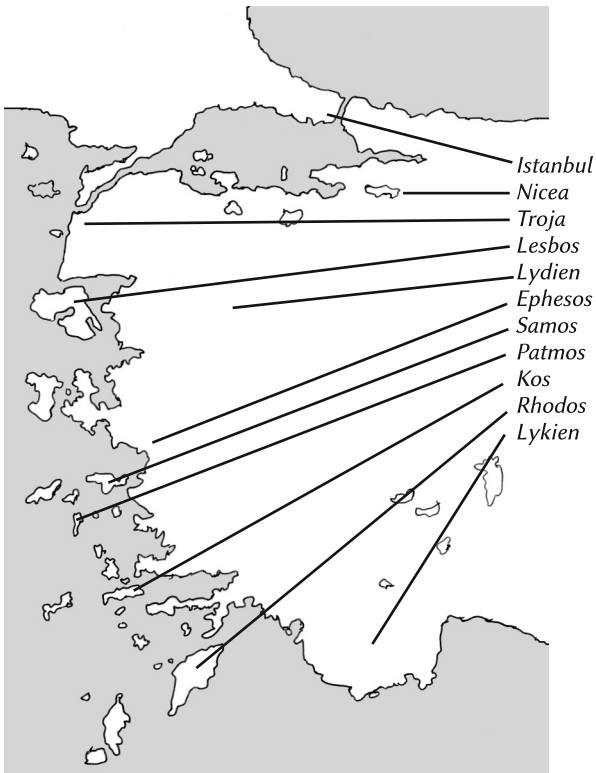
*Das Militär ist flink beim Schiessen  
und langsam im Kopf.*

Auslöser des Trojanischen Krieges war die einvernehmliche Entführung von Helena durch Prinz Paris nach Troja. Im Buhlstreit um die schönste Frau der Welt, hatte Helena zuvor jedoch den Tantaliden Menelaos, den Thronanwärter von Sparta, zum Gatten auserkoren. Der Betrogene berief sich auf den Schwur einer Vielzahl von Mitbuhlern, demjenigen zu helfen, der von Helena zum Ehemann auserwählt würde. Mitbewerber um Helena waren praktisch alle Fürsten Griechenlands. So entschloss die Männerschar, unter Führung des Bruders von Menelaos, Agamemnon von Mykene, Troja zu erobern und Helena zu befreien. Die Truppen wollten sich, vor dem Angriff, in Aulis, an der Küste von Bötien in Mittelgriechenland besammeln. Bis alle Schiffe da waren verging einige Zeit. Diese wollte sich der rücksichtslose Agamemnon mit der Jagd etwas verkürzen. Er wurde gewarnt, auf keinen Fall weisse Hirschkühe zu töten, die der am Ort verehrten Artemis gehörten. Aber typisch für Agamemnon, scherte er sich nicht um Vergällungen seiner Jagdfreuden und tötete extra eine der heiligen Hinden. Artemis war so erzürnt,

dass sie ihren Onkel Poseidon bat, die Winde solange still zu legen, bis die gotteslästerliche Wilderei von Agamemnon gesühnt sei. Die Griechen sassen fest. Die Segel ihrer Schiffe hingen schlaff und leblos wie zum Trocken aufgehängte Tintenfische von den Rahen. Artemis verlangte, dass Agamemnon zur Strafe seine Tochter Iphigenie opfern müsse. Ohne mit der Wimper zu zucken willigte dieser ein, lockte seine Tochter nach Aulis.. Iphigenie wurde geopfert, der Wind ging an und das allgemeine Gemetzel los. Dabei kamen fast alle griechischen Fürsten ums Leben, mit Ausnahme von Odysseus, das ist dann eine andere Reisegeschichte von Homer, und mit Ausnahme von Menelaos, der mit seiner Helena, nachdem Paris ausgeschaltet und Troja dem Erdboden gleich gemacht war, an den Königshof nach Sparta heimfuhren und dort ein langes und einträchtiges Eheleben führten. Ein Rätsel für die Traumaforschung.

Der Bruder von Menelaos, Agamemnon, der Heerführer der Griechen, hatte weniger Glück. Bei seiner Heimkehr nach Mykene mit seiner Kriegsbeute, der Geliebten Cassandra, wurde ihm von seiner Ehefrau Klytaimnestra im Bad mit einem Beil der Schädel gespalten. Damit rächte sie sich für die Ermordung von Iphigenie und für andere Greuelthaten des Agamemnon. Der Fluch, der auf der Sippe der Tantaliden lastete, nahm seinen unerbittlichen Lauf, ein Strom von Bestialitäten, Blut und Tränen.

Der auf den Tantaliden lastende Sippenfluch stammte ursprünglich von einer Untat ihres Urvaters Tantalos, des unermesslich reichen und mächtigen Königs der Lydier. Tantalos herrschte über die westliche Hälfte von Anatolien mit Troja im Norden Smyrna, Ephesus, Sardes und Milet. Das Zentrum lag auf dem Festland Kleinasiens gegenüber den Inseln Lesbos, Samos und Patmos.



König Tantalos wurde eine Ehre zuteil, die danach keinem Sterblichen mehr gewährt wurde. Die Götter luden ihn zu einem Festmahl auf den Olymp ein. Tantalos benahm sich wie ein Unflat, klaute von der Speisetafel Nektar und Ambrosia, die allein den Göttern vorbehalten waren und versteckte einen goldenen Hund, den sein Sohn den Göttern gestohlen hatte. Einen noch viel niederträchtigeren Frevel leistete sich Tantalos, als er wenig später seinerseits die Götter des Olymps zu sich nach Lydien einlud, zu einem Gastmahl in seinem Königshaus, aus Anlass der Heirat von Kadmos und Harmonia. Tantalos wollte auf abscheulichste Weise die Allwissenheit der Götter auf die Probe stellen. Er tötete seinen eigenen Sohn, Pelops, liess ihn von seinen Köchen zubereiten und als Speise für die Götterrunde auf-tischen, allerdings so, dass niemand sehen konnte, dass es Menschenfleisch war. Nur Demeter ass ein wenig von dem Fleisch von Pelops, ein Stück der Schulter. Die anderen Götter durchschauten den bestialischen Plan. Sie warfen die Fleischstücke des Pelops in einen Kessel. Die Moire Klotho, die Spinnerin der drei Schicksalsgöttinnen, setzte aus dem Menschen-Ragout Pelops wieder zusammen. Das Stück, das Demeter schon verspiesen hatte, ersetzte man mit Elfenbein. Tantalos wurde zur Strafe in die dunkelste und tiefste Ecke des Tartaros geworfen, den grausamsten Winkel der Unterwelt, wo Tantalos in alle Ewigkeit mitten

im Wasser sitzend verdursten und unter einem Baum voller Früchte schmachtend verhungern muss. Jedes Mal, wenn er sich dem Wasser zuwendet, zieht es sich zurück und jedes Mal, wenn er nach den Früchten greifen will, bläst der Wind sie ausser Reichweite.

Nicht aber nur Tantalos wurde bestraft. Verdammt wurde seine ganze Sippe. Jeder Nachkomme, so lautete der Fluch, wird ein Familienmitglied töten und weitere Schuld auf sich laden. Eine grauenvolle Blutspur zieht sich von da an durch mehrere Generationen der Sippe der Tantaliden, zu der auch Agamemnon gehörte. Der herzlose Wüstling hatte, bevor er nach Troja zog, den Ehemann und das Kind von Klytaimnestra getötet, diese hernach im Blut ihrer Liebsten vergewaltigt und so zu seiner eigenen Frau gemacht. Vier Kinder gingen aus der Ehe hervor: Orest, Iphigenie, Elektra und Chrysothemis

Klytaimnestra wollte ihren Sohn Orest vor dem Fluch der Tantaliden schützen, indem sie ihn an eine Pflegefamilie weg gab. Iphigenie wurde ihr entrissen und der Göttin Artemis geopfert. Elektra musste mit eigenen Augen zusehen, wie ihre Mutter ihren Vater Agamemnon in der Badewanne abschlachtete. Elektras Seele war erloschen. Emotionslose Finsternis umwölkte sie von da an. Sie wollte nur noch Rache nehmen für die Ermordung ihres Vaters. Was für ein Familienhorror!

Orest verbrachte bei seiner Pflegefamilie eine behütete Kindheit und Jugend. Phydias, der Sohn seiner Pflegeeltern, wurde sein bester Freund. Doch eines Tages erscheint eine junge Frau und erklärt Orest, dass er der Sohn von Klytaimnestra und Agamemnon sei, Thronprinz von Mykene. Die junge Frau ist Elektra, die ihren Bruder verzweifelt gesucht hatte: „Du musst den Tod unseres Vaters rächen“, verlangt seine Schwester, „Du hast keine Wahl. Du musst unsere Mutter Klytaimnestra töten. Sie hat Agamemnon, unseren Vater, ermordet.“

Orestes und Pylades besuchen das Orakel von Delphi, in der Hoffnung, es würde einen Ausweg aus der Vendetta offenbaren. Das Gegenteil war der Fall. Das Orakel verlangte von Orest, seine Mutter zu töten. Andernfalls würde er bei lebendigem Leibe verschimmeln.

Orestes schleicht sich mit einer Urne ins Königshaus nach Mykene. Da begegnet er seiner Mutter Klytaimnestra, die ihn nicht erkennt. Er sagt, dass er ihr eine schlechte Nachricht überbringen müsse. Ihr Sohn, Orestes, sei tot, seine Asche in dieser Urne, die er ihr bringe. Klytaimnestra ist im ersten Augenblick erleichtert, dass ihr Sohn tot ist. Sie denkt, dass er so nicht mehr unter dem Fluch der Tantaliden zu leiden habe. Doch dann gibt sich Orest zu erkennen. Er tötet seine Mutter und erschlägt Aigisthos, deren Mann, der durch Heirat König geworden war.

Die Tragödie ist noch nicht zu Ende, denn jetzt fahren Erinnyen in Orestes, Rachegöttinnen, die ihn peinigen, verfolgen und in den Wahnsinn treiben. Wieder besucht Orest das Orakel von Delphi mit der Frage, wie er den Muttermord sühnen könne. Das Orakel antwortet, dass er eine Statue der Artemis aus dem Tempel bei den skythischen Taurern auf der Krim klauen und Apoll bringen muss. Als Orest mit seinem Freund Pylades bei den Taurern ankommt, findet er im dortigen Artemistempel seine Schwester Iphigenie vor. Sie hatte die Opferung überlebt, weil Artemis im letzten Moment an Iphigenies Stelle einen Hirsch auf den Altar gelegt hatte. Iphigenie wurde als Melissa, als Tempelpriesterin in Sicherheit gebracht. Mit vielen Tricks gelingt es Orest, Pylades und Iphigenie, das Standbild der Artemis zu entwenden und mit einem Schiff nach Griechenland zu transportieren, nach Patmos eben. Die Statue wurde da viele Jahrhunderte lang im Artemistempel auf dem Hügel von Chora päsentiert. Mit Orest, dem letzten Tantaliden, war der Fluch seiner Sippe abverdient. Er starb nach einem langen Leben an einem Schlangenbiss.

Sippenhaftung, Blutrache, der Teufelskreis eines karmischen Fluches, und die nach Vergeltung lechzenden Leiden der ungerecht mit Erbschuld Belasteten - das ist der Stoff für Tragödien. Man kann darin das aufwühlen-

de Ringen der griechischen Seele um Autonomie erahnen, ein erbitterter, manchmal verzweifelter Kampf um die rechte Balance zwischen orakulösem Zwang, gesellschaftlicher und stamm bäumischer Verpflichtung und dem Anspruch des Einzelnen auf eigenbestimmte, freie Entfaltung.



*Opferung der Iphigenie. Wandgemälde aus Pompeji. 1. Jh. vor Christus. Links, auf der Säule stehend, Artemis. Die Figur (links), die ihr Gesicht verhüllt, ist Agamemnon, der Vater von Iphigenie. Rechts, sich im Bart kraulend, der Seher Kalchas. Im Himmel wird ein Hirsch als Ersatzopfer angeliefert.*

Schicksal gleicht in den Erzählungen von Iphigenie und Orest einer Geröllhalde von willkürlichen Plänen, Vorurteilen und Meinungen der Götter, unter denen die Gestalt des einzelnen Menschen ohnmächtig verschüttet liegt. Warum trifft es gerade mich? Wer hat den Fluch der furchtbaren Diabetes über mich geworfen, dass mir bei lebendigem Leib ein Fuss abfällt, und ich wegen der Zuckerkrankheit nicht heiraten kann? Warum bin ich gerade jetzt mit diesem Gebrechen geboren, wo man noch kaum weiss, wie die Medizin damit umgehen soll?

Das Unmögliche wird vom Menschen immer wieder versucht. Er will ausbrechen aus 'Ate', was das griechische Wort für das unabwendbare Schicksal ist. Weshalb sollen wir uns fatalistisch unserem Schicksal ergeben? Was nützt denn dann unsere Lebensenergie? Sind wir von Göttern verklavt und programmiert? Ist unsere Freiheit eine Lüge? Werden wir von fremden Mächten missbraucht?

Fragen nach dem Verhältnis von Autonomie und Autorität bleiben bis heute wach und offen. In den letzten 3000 Jahren hat das Gespräch über Unschuld und Freiheit des Menschen mit Orest, Iphigenie, Troja, Odyssee und Oedipus eine Unzahl von Bearbeitungen erfahren, und hunderte Gemälde, Theaterstücke, Bücher und Musikstücke hervorgebracht.



## ARTEMIS UND MARIA

*Die Kirche ist voll  
und keiner  
will fehl am Platze sein.*

Bemerkenswert ist, wie das Bild der Göttin Artemis in der orthodoxen griechischen Kirche mit dem Bild von Gottesmutter Maria verschmilzt. Auch Maria ist eine Jungfrau. Auch sie wird oft mit der Mondsichel dargestellt. Ausserdem sind heilige Ikonen von Maria immaculata, die Unbefleckte, oft mit silbernen Hintergründen verziert. Mir kommt diese Verbindung Artemis-Maria vor wie Voooverschmelzungen in Kulturen von Afrikanern, die christliche Mimikri betreiben, und unter der Camouflage von Maria und Jesus weiterhin ihre eigenen, alten, spirituellen Autoritäten und Idole verehren. Maria ist in Ikonen der Patmier Artemis, die Weltenmutter, im orthodoxen Tarnmäntelchen. Nur Jesus passt auf den ersten Blick nicht recht dazu. Aber ohne ihn wäre die Panagia wohl zu offensichtlich Artemis gewesen und damit eine unnötige Provokation für die gerade herrschenden Religionswächter. Die kluge Volksseele hält sich verborgen.

Tiefe Schichten alter Gottheiten scheinen durch christliche Überklebungen hindurch.

Am Konzil des Jahre 431 nach Christus, wurde Maria als Gottesmutter dogmatisiert. Das Konzil fand wo statt? In Ephesos. Ein Zufall ist das ganz sicher nicht. Da stand doch das grösste Heiligtum der Artemis, das Artemision. Johannes erwähnt die Gemeinde von Ephesos, und mahnt sie, von ihren paganane Sitten Abstand zu nehmen. Es ist klar, was damit gemeint ist: Der Kult der Artemis. Die Bibel scheut sich aber, den Namen der Artemis zu erwähnen.

In Ephesos hat der christliche Machtapparat versucht, die artemisische Kraft der höchst beliebten göttlichen Frauenfigur der Artemis in das christliche Dogma einzubauen, kulturell anzueignen. Das ist aber nur ansatzweise gelungen. Das Marienbild der byzantinischen, orthodoxen Kirche, auch der Russen und Serben behielt eine artemisische, naturmystische Patina, im Gegensatz zum seifigen und verklemmten Katholischen des Vatikans.

Seit dem 4. Jahrhundert sind byzantinische Ikonen geprägt von Darstellungen der artemisischen Maria, die auch in die westliche Christenheit ausstrahlt, die Gottesgebärrin, die Jesus geboren hat, den wahre Menschen und den wahren Sohn Gottes in einem.



*Martin Schongauers "Madonna im Rosenhag", 1473. Maria und das Jesuskind wenden scheu ihre Blicke vom Betrachter ab.*



Gottesmutter Tricheirousa, "Die Dreihändige", Hauptikone der serbisch-orthodoxen Kirche, 14. Jh., Berg Athos. Die dritte Hand, links unten, ist eine Votivgabe aus Silberblech, als Dank für eine Heilung. Maria schaut dem Betrachter herausfordernd in die Augen.

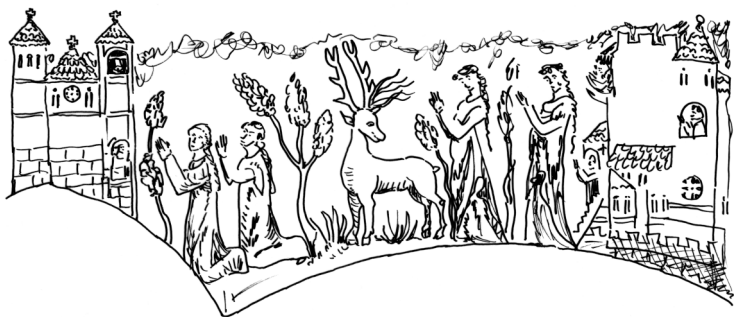
Wenn man die Ikone der Gottesmutter Tricheirousa, der sogenannten Dreihändigen, vergleicht mit Martin Schongauers Maria, ist ein krasser Unterschied auffällig. Bei Schongauer ist Maria ein schüchternes, keusches Dornröschenmädchen abgebildet. Aber in der serbisch-orthodoxen Powerikone steht Maria im Ebenbild der stolzen, fast männlichen Artemisnatur, der wilden, jungfräulichen, unnahbaren Urschöpferin. Sie bezeugt ihre Herkunft aus einer Zeit als Frauen Heldinnen waren, wie die Skythen, das Frauenkriegervolk aus dem Norden, die Amazonen, oder die bronzezeitlichen Kreterinnen, die noch einen weiblichen Zeus und einen weiblichen Poseidon kannten.

In griechischer Zeit nahm der Übergang vom schriftlosen matriarchalen zum historischen patriarchalen System seinen Lauf; der Übergang von Mond und Frau zu Mann und Sonne. Vom Land zur Stadt. Die Machtverhältnisse unter den Geschlechtern verschoben sich, von Artemis zu Apoll. Bei den Griechen waren die beiden noch Geschwister. Oft lagen ihre Tempel nebeneinander, wie auch in Patmos, einfach auf verschiedenen Hügeln. Auch bei den Juden sind beide Systeme noch zusammen, indem zwar die Patriarchen die Geschicke des Volkes bestimmen, das Judentum aber nur über die Mutter vererbbar ist. Niemand kann Jude sein, es sei denn er hat eine jüdische

Mutter. Bekehrungen gibt es systemisch erst seit den Christen und Muslims. Seither kann man Religionen nach Wahl wechseln wie man ab und zu ein neues Auto kauft, das gerade besser zu Zeitgeist und Budget passt, oder man die Fahne wechselt, wenn der Wind dreht.

Wie Artemis bei den Christen zur Maria wurde lässt sich mit ihrem Namen illustrieren. Maria stammt vom hebräischen Mirjam, die Bittere. Hat man nicht Artemis in der Offenbarung beschimpft, als diejenige, die die Welt mit Bitternis verwüstet? Siehe Offb. 8, 10 und 11, Seite 268.

Jesus geht im Bild des Hirsches auf. Der Erlöser wird in christlicher Ikonografie oft als Hirsch dargestellt. Er steht für die Hilfe aus dem Verborgenen, dem Wald.



*Kopie eines Wandbildes der Zürcher Fraumünsterlegende. Das Gemälde stammt von 1290, wurde in der Reformationszeit übertüncht, 1850 wiederentdeckt und 1911 endgültig zerstört. Abgebildet ist der Gründungsakt des Fraumünsterklosters im 9. Jh. durch Hildegard und Bertha, die auf der Burg Baldern auf dem Albis gelebt haben sollen. Der Hirsch führt die Nonnen zum Ort, wo Kirche und Kloster in Zürich erbaut werden sollen.*

Der Name Jesus kommt von Josua, was soviel heisst wie: Gott hilft. Jesus ist der Hirsch mit den zwölf Geweihten, seinen zwölf Aposteln, die er wie eine Krone trägt. So kommt der Heiland in unzähligen, christlichen Legenden vor, auch in meiner Heimatstadt Zürich übrigens, in der Gründungslegende des Frauenklosters, des Fraumünsters. Traumhaft verwischen sich die Bilder von Maria und Artemis, von Jesus und dem Hirsch.

Deutlich unterscheiden sich Artemis und Maria in ihrer Statur. Artemis ist muskulös, aufrecht, stark, selbstbewusst dastehend, aus einer matriarchalen Welt kommend, weit zurück verfolgbar bis zu den Ursprüngen der europäischen Kultur. Die christliche Maria hingegen ist als leidende Figur dargestellt, die unter das Patriarchat gezwungene Jungfrau, deren unbefleckt gezeugter Sohn, der Gottessohn Jesus, von Römern und Pharisäern ermordet wird. Maria ist die Klagende und Trauernde, die Pietà, das Opfer, das Leid passiv erduldet. Nichts mehr von Jagdbogen, silbernen Pfeilen und der kriegerischen Wehrhaftigkeit der Artemis, ist in Maria übrig geblieben.

Schon bei der römischen Artemis, die Diana heisst, hat die Verweichlichung und Verniedlichung des Weiblichen zu einer passiven, angepassten Mannesdienerin angefangen. Aber in gewissen Ikonen ist der artemisische Frau-



*Pietà von Michelangelo, (1499). Eines der ergreifendsten Werke der abendländischen Kulturgeschichte. Unendliche Trauer der Mutter Maria über das unfertig und unschuldig verschwendete Leben des Gottessohnes Jesus auf Erden.*

enstolz noch spürbar. Man sieht es auffallend auf Ikonen. Der Mann, Jesus, ist ein wehrloses, kleines Kind, ein Huscheli das auf den Knien seiner Mama sitzt. Maria gross und ihn schützend. Kommt man sich als Mann in solchen Ikonen nicht ein bisschen verniedlicht vor? Spürt man da nicht die Schöpfermutter der Urkulturen, deren eine die minoische Kultur war in Kreta, aber auch noch im lykischen Königtum zu Zeiten der antiken Griechen geherrscht hat, da, wo die Amazonen herkamen. Aber auch genau da, wo

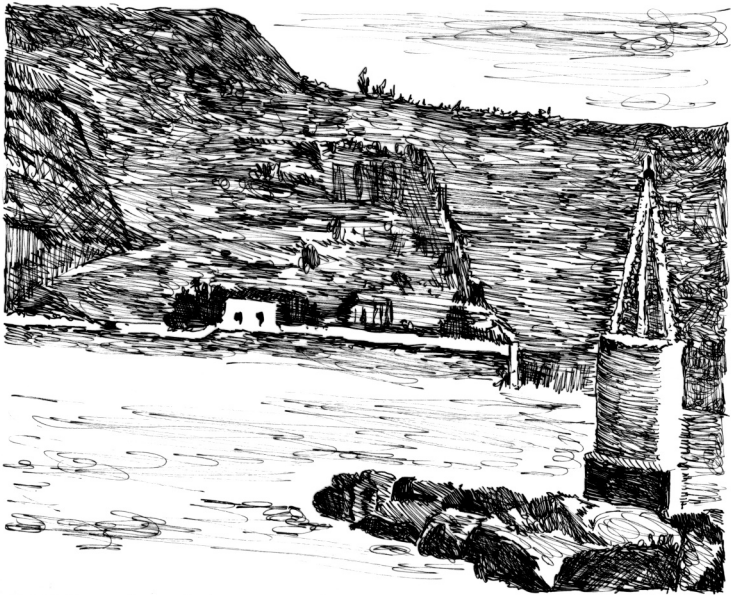
Ephesus liegt und wo Selene Artemis bat die Insel Patmos aufsteigen zu lassen.

Wegen der Verbindung zur Göttin Artemis sind wahrscheinlich heilende Ikonen der Allheiligen Mutter, Panagias genannt, in der griechisch orthodoxen Kirche so wichtig. Auch in Patmos bewahren viele Kirchen solche heilenden Ikonen der Jungfrau Maria auf. Zum Beispiel in der Kirche Koumana, gerade oberhalb der Thomaskapelle auf dem Hügel, der gegenüber dem Hafen von Skala liegt. Die Kirche heisst 'Sitz der Panagia Koumana'. Sie wurde 1782 von Erzbischof von Korinth, Makarios Notara, als Behausung für die Ikone erbaut. Das kleine Bild gilt als eine der energiereichsten Ikonen der orthodoxen Kirche.

War das der Grund, weshalb Mike diese Blickrichtung wählte? Allerdings hat er das grosse Kreuz oben auf der Bergkuppe nicht gemalt. Es liegt genau am linken Bildrand. Hat Michailis selber einst diese Ikone besucht und Artemis/Maria um Hilfe gebeten gegen sein Leiden?

Wer würde, wenn er ein Bild von Patmos, oder von Skala malen wollte, einen solchen Blickwinkel und diesen seltsamen Bildausschnitt wählen? Ja, vordergründig geht es um die Hafeneinfahrt, mit dem Leuchtturm. Aber die Wahl des Sujets erzählt nicht von Skala. Der Ausschnitt macht aus dem Meer einen Fluss, eine Trennung zum anderen Ufer und evoziert die Erwartung einer Über-

fahrt auf die andere Seite, ein dunkles Hinübersehen über ein Grenzgewässer zu einem jenseitigen Land, wo die Kapelle des Thomas mit seinen schwarzen Augenhöhlen zum Betrachter hin starrt. Von dieser Kapelle führt ein Weg den Abhang hoch zur Panagia Koumana. Das wusste Mike ganz sicher. Seine eigene Mutter hiess Maria. War es diese, hinter der Hügelkuppe verborgene Ikone, wohin sich Michailis gewendet hat in seinem rätselhaften letzten Bild?



*Detail aus dem letzten Bild von Michailis. Zwei Fenster der Άγιος Θωμάς sind sichtbar. Die Agios Thomas ist nicht nur entlang der Ufermauer, sondern auch über eine Strasse zugänglich, die den Abhang hinauf führt zum "Heiligen Sitz der Panagia Koumana". Die Klosteranlage liegt links hinter dem Hügel und ist auf dem Bild von Michailis nicht sichtbar.*

## BLICKPUNKT

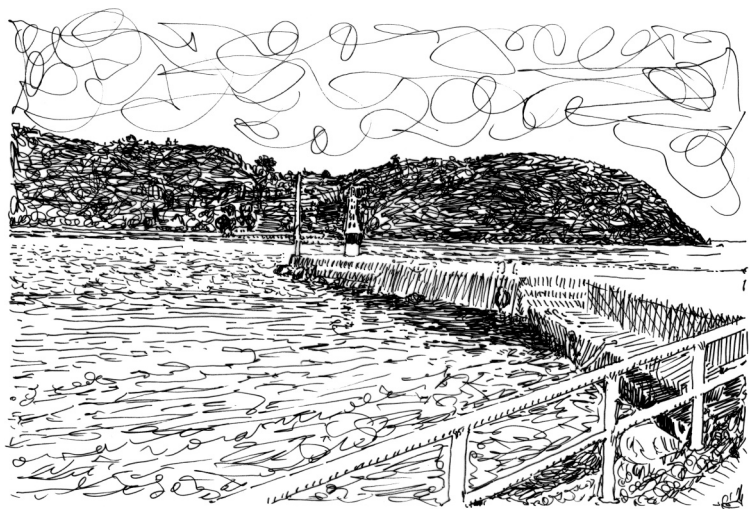
*Manchmal kommt die Hilfe von oben nie.*

Jakovos hat mir erzählt, dass Mike, er nennt ihn oft in dieser amerikanisierten Namensform, seine Bilder immer nach Fotografien gemalt hat, die er selber aufnahm. Dies ist zwar bei dem Bild der betrunkenen Männer sicher nicht der Fall, weshalb ich den Verdacht habe, dass es von jemand anderem stammt. Aber bei dem unfertigen Bild von der Hafeneinfahrt ist klar eine Fotografie die Vorlage.

Also mache ich mich heute auf, um den genauen Standpunkt, von welchem aus Mike das Foto aufgenommen hatte, zu erkunden. Ich spaziere vom Hotel aus Richtung Hafen und von da, der Uferstrasse folgend, 200 Meter nach rechts. Schon sind die Wellenbrechermauer und der kleine Leuchtturm zu sehen. Der Ort entspricht genau der Bildperspektive. Zur Orientierung benutze ich auf der gegenüberliegenden Seite des Hafens den weissen Fleck der Kapelle. Damit ist der Standpunkt exakt zu bestimmen.

Mike machte das Foto von der Strasse aus, die bis ans Wasser reicht. In der Nähe befindet sich ein altes Gebäude, dessen eine Ecke in die Strasse hinaus ragt mit einem Balkon, der über der Fahrbahn der Strasse schwebt, und von welchem man einen perfekten Ausblick über den gan-

zen Hafen genießt, wie von der Kommandobrücke eines Schiffes. Alles ist an diesem Haus verschlossen und verriegelt. Thea steht gross geschrieben. Und daneben prangt das Schild, dass das Haus zu verkaufen sei. Gleich nebenan ist eine Bar. Die Strasse geht von hier Richtung Süden nach Grikos. Im Schutz der Wellenbrecher lagen wohl früher Fischerboote. Jetzt sieht man nur veralgte Seile schlaff ins Wasser hängen. Der Leuchtturm ist genau so wie auf dem Bild. Aber daneben steht jetzt noch eine Fahnenmast mit der griechischen Fahne, die im Nordwind knattert. Auf Michails Bild hat es keinen Fahnenmast und keine Fahne. Die Koordinaten des Fotoblickpunktes sind: 37.32254, 26.54626 Blickrichtung ist Nordost.



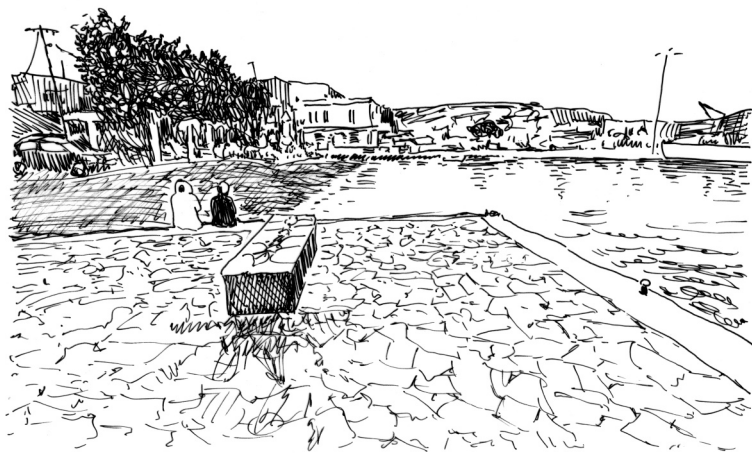
*Fotografie mit 10mm Objektiv des Bildausschnittes von Michails letztem Bild, aufgenommen 2023 von der Hafenstrasse aus, die rechts nach Grikos führt.*

Das Foto von Mike muss am Morgen aufgenommen worden sein, weil nur vormittags das Felsband auf der anderen Seite der Hafeneinfahrt im Schatten liegt. Schon ab zehn Uhr ist es hell und klar konturiert, jedenfalls klarer als auf dem unfertigen Bild angedeutet. Ich setze mich einige Schritte hafenvärts auf einen von drei Betonsitzblöcken, die in einem geschützten Molenplätzchen aufgebaut sind. Zwei Fischerboote haben an einer Seite des grossen Docks angelegt, wo die gigantischen Kreuzfahrtschiffe festmachen. Die Fischer hieven Körbe ans Land. Da kann man gut zufahren mit kleinen Lastwagen, um die Früchte des Meeres zu verladen. Einen offenen Fischmarkt gibt es in Skala nicht, aber ein, zwei verborgene Fischgeschäfte an der Hauptstrasse hinauf nach Chora. Ein Tankschiff hat angelegt. Strom wird auf Patmos mit grossen Dieselgeneratoren erzeugt, die auch die Meerwasserentsalzung in Schuss halten. Jakovos sagte mir allerdings, dass die Einheimischen, etwa 3000 derzeit, das entsalzte Meerwasser nicht mögen, weil es nicht gut schmeckt.

Jenseits der Hafeneinfahrt, oberhalb der Kapelle, sieht man ein Dutzend Terrassen, die sich den Hang hinauf ziehen. Ein Weg mit Zypressen führt auf die Anhöhe. Die Wellenbrechersteine, die auf dem Bild zu sehen sind, sind nur noch zu vorderst als Fundament zu erkennen. Darüber

ist jetzt eine Fahrbahn betoniert. Der Tanker legt ab und schleppt sich rasselnd mit dem Einholen der Ankerkette ins Hafenwasser hinaus. Die Fischer ordnen ihre Netze. Eine Segelyacht passiert die Hafeneinfahrt. Dahinter, am anderen Ufer, leuchtet jetzt die Kapelle im abendlichen Sonnenlicht. Auf dem unfertigen Bild sieht man nicht, dass die beiden Ufer, die Mauer im Vordergrund und das dunkle Gebirge im Hintergrund, verbunden sind. Aber wenn man den Rahmen des Bildes öffnet, dann kann man bequem zu Fuss hinüber spazieren.

Ein bärtiger Mann mit einem Hund an der Leine erscheint. Er wird von seinem kleinen Hündchen heran geschleppt. Der Hund schnuppert an meinen Schuhen. Der Mann setzt sich ungeniert neben mich.



## ZEHNTER MAI

*Augenärzte eröffnen den Blinden  
neue Sehweisen.*

Sokrates: Wozu muss man heute alles so genau wissen?

Danielos: Sokrates! Ich habe dich gar nicht erkannt. Ich meine, mit dem Hund. Bärte haben ja hier fast alle.

Sokrates: Es ist nicht mein Hund.

Danielos: Jetzt aber schon.

Sokrates: Ja. Aber es ist der Spürhund von Poseidon.

Danielos: Wozu braucht der Meeresgott an Land einen Spürhund?

Sokrates: Poseidon hat ihn von seinen olympischen Mitgöttern geschenkt erhalten, genau genommen von Artemis, weil Poseidon immer neidisch und krankhaft eifersüchtig ist, was an Land vor sich geht, weil er da nicht mitmachen kann. Manchmal ist er rasend vor Eifersucht und er geht selber mit seinem Meer an Land, um nachzuschauen. Da-

bei bringt er alle um. Da fand man, es sei nachhaltiger und menschenschonender, ihm einen Hund zu geben, der ihm berichtet, was geschieht. Seither hat sich Poseidon etwas beruhigt.

Danielos: Und weshalb kommst du mit ihm zu mir?

Sokrates: Ich nicht. Er kommt zu Dir. Ich hänge nur an ihm.

Danielos: Kann der Hund sprechen?

Sokrates: Zu Poseidon schon. Sonst aber ist er sehr wählerisch. Er schaut sich die Dinge genau an, nimmt ihre Witterung auf und denkt sich seine Sache.

Danielos: Komm schon! Du kannst mir alles erzählen.

Sokrates : Du bist mir noch eine Antwort schuldig.

Danielos: Worauf?

Sokrates: Weshalb man heute alles so genau wissen muss: Koordinaten. Schiffe wo? Steine wie? Läuse was? Wen interessiert das?

Danielos: Das interessiert mich nicht.

Sokrates: Was?

Danielos: Mich interessiert nicht, wen das interessiert.

Sokrates: Aber du schreibst hier gerade ein Buch. Verstehst Du das? Bücher sind nun mal gedacht, um gelesen zu werden.

Danielos: Eine unvermeidbare Nebenwirkung.

Sokrates: Du könntest einfach reden. Mit mir oder denen, die du gerade triffst. Das wäre einfacher, als zu schreiben. Oder du könntest es diktieren an einen Assistenten wie Prochoros.

Dsanielos: Ich habe keine Gemeinde in Ephesos, die dringend auf meine Mitteilungen von der Insel Patmos wartet. Ich bin hier nicht in der Verbannung. Also brauche ich auch keinen Auftrag, um irgend etwas zu schreiben.

Sokrates: Du schreibst also einfach so ins Blaue hinaus.

Danielos: Ja. Ich finde du hast das treffend gesagt: Ins Blaue hinaus.

Sokrates: Hast Du kein schlechtes Gewissen?

Danielos: Wieso sollte ich?

Sokrates: So völlig sinnlos und zwecklos und unnütz dich zu vergeuden an die Geschichte eines

unfertiges Bildes im Salon eines unbedeutenden Hotels?

Danielos: Wieso fragst Du mich? Frag doch den, der das Bild angefangen und nicht fertig gemacht hat. Frag den, der den Maler hierher gestellt hat, der das Bild nicht fertig malen durfte und damit die Menschen weit mehr verunsichert als mit all den anderen Bildern, die er angeblich beendet hat. Ist das nicht ein spannendes Thema?

Sokrates: Für mich schon

Danielos: Dann schreibe ich für Dich.

Sokrates: Und was hast du jetzt vor?

Danielos: Ich werde mir als nächstes die Kapelle da drüber anschauen. Dahin ist ja genau der Blick von Michailis gegangen, als er das Foto zu seinem letzten Bild aufgenommen hatte.

Der Hund schnuppert an meinem Schuh.

Danielos: Was wird dein Hund denn nun Poseidon berichten?

Sokrates: Was fragst du mich? Frag ihn selber?

Danielos: Hört er denn zu?

Hund: Ja. Er versteht.

Sokrates: Es ist einer der Hunde von Artemis. Er ist seit der Zerstörung ihres Tempels in Patmos schweigsam geworden.

Hund: Also gut, Danielos. Ich werde jetzt ganz offen sein. Es ist nicht so, dass Sokrates mich mitgebracht hat hierher.

Danielos: Nicht?

Hund: Nein. Ich habe Sokrates an der Leine mitgebracht.

Sokrates: Sagte ich schon!

Danielos: Ich sehe den Unterschied nicht.

Sokrates: Welchen Unterschied?

Danielos: Na, ob du den Hund von Artemis mitgebracht hast, oder er dich.

Hund: Ich kann doch nicht einfach auf Besucher von Patmos zugehen und ihnen Fragen stellen.

Sokrates: Das ist mein Teil des Jobs.

Danielos: Aha. Und was wollt ihr von mir wissen?

- Hund: Warum Du den Text über den schwarzen Hund in Montenegro unterdrückst, verheimlichst und den Leserinnen und Lesern vorenthältst.
- Danielos: Um Himmels willen! Der schwarze Hund? Nein. Das passt doch nicht hierher. Das ist eine ganz andere Geschichte.
- Sokrates: Höchst Interessant. Worum geht es denn dabei?
- Hund: Danielos war vor einem Jahr in Ulcinj. Das ist eine pittoreske Hafenstadt in Montenegro. Da hat er einen Hund beobachtet, am Meer. Verstehst Du? Am Meer!
- Sokrates: Und weiter?
- Hund: Poseidon, der Herr des Meeres, möchte wissen, was das zu bedeuten hat.
- Danielos: Aber dann müsste man doch den Lesern zuerst mal erzählen, worum es geht.
- Hund: Genau so ist es.
- Sokrates: Leg los!

## ULCINJ, MONTENEGRO

*Jede Bevölkerungssparte  
braucht einen Tabellenplatz  
zum Nachzählen.*

Wellen donnern an die Felsen. Der Druck ihres Aufklatschens lässt alles erzittern. Man spürt es im Bauch wie ein dumpfer Faustschlag. Ein scharfer Westwind bläst. Im Hotel Continental, wo ich mein Frühstück esse, chillen einige schicke Kleinfamilien mit ihren Kindern. Es hat da eine Plastik-Indoor Kinderspielinstallation. Sieht aus wie Käfige von Brüllaffen im Zoo. Mit Seilnetzen, Klettergerüsten und rundherum ein Zaun, damit nicht Erwachsene reinkriechen. Es ist Sonntag. Neben dem Gekicher und Getobe der Kinder sind die Erwachsenen still versunken in fetten Kunstleder-Sofasesseln. Jeder schaut in sein Handy, scrollt und tippt. Niemand sieht die Wellen, die draussen spektakulär an die Mole hechten und jeweils mit einem Knall zehn Meter hohe Fontänen aufschliessen lassen. Das Meer ist weiss wie dichter Bierschaum, der Sand der Beach bis auf wenige Reste an der Mauer der Corniche

weggespült. Das Meer atmet tief durch. Die Waschmaschine der Zeit läuft auf Hochtouren. Das Wasser ist braun und trüb. Drinnen tönt ein Radio mit Pop-Hits und dazu läuft noch der TV mit Sport. Fussball.

Es ist 13.30 Uhr. Ich schaue kurz rein beim Youtube-Kanal StrickerTV. 60 Prozent der Schweizer sind für die Weiterführung des Notrechts und für die verfassungswidrige Verordnungsregiererei des Bundesrates. Die Bürger haben damit ihre Demokratie abgeschafft. Nichts Neues. Das haben die antiken Athener auch schon. Vor über 2000 Jahren. Auch sie haben es erst zu spät gemerkt. Ich verstehe jetzt weshalb viele grosse Denker die Demokratie für eine gefährliche Staatsform halten. Noch vielmehr in der derzeitigen Schweizer Form der Demenzokratie. Denn die Trypannei unter einer Mehrheit von wohlstandverwahrlostem Gesindel ist nicht unschrecklicher als das Leben unter einem Diktator. Man wird einen verirrtten Führer jedoch meist schneller los als ein verirrttes Volk.

Der Witz, „Eat shit! One Million flies can't be wrong“, ist grausame Realität geworden. Was jetzt? Was mach ich jetzt? Die Freiheit ist für die Mehrheit zu einem ausgelutschten, geschmacklosen Kaugummi geworden, den man sich unter den Stuhl klebt.

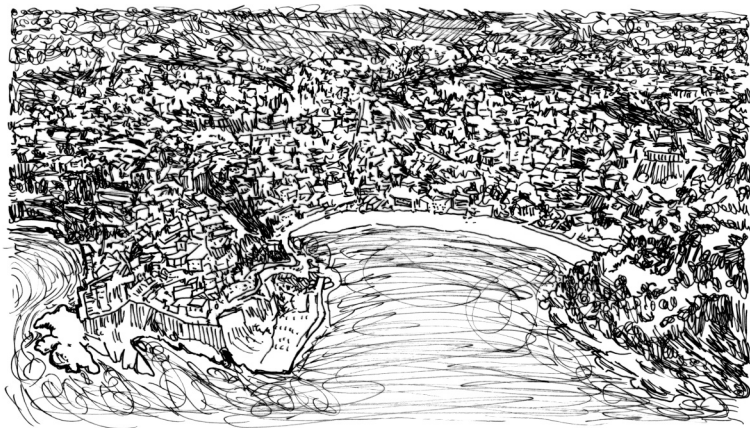
## DER SCHWARZE HUND

*Manchmal heult die Sirene  
bis sie wieder aufhört*

Was macht der Hund da? Er ist ein kräftiger, grosser Rüde, hat etwas von Schäfer, Bulldogge, pechschwarz. Bis zu den Knien steht er mutig im Schaum des Meeres. Er wird immer wieder angespült und weggeschubst von Wellenwänden. Der Sandstrand von Ulcinj ist seit Tagen abgeschwemmt von stürmischem Westwind. Drei Meter hohe Wellen brechen weit ausserhalb der Felsenenge, durch die die Kolonnen weisser Wälle in die halbmondförmige Bucht rollen. Da überschlagen sie sich in ununterbrochenen Reihen und verwandeln die Bucht in einen Schaumteppich.

Am Rand des Gebrodels steht der massige, muskulöse, schwarze Hund. Mit hoch aufgerecktem Kopf. Er versucht über die Wellen zu schauen, hinaus zu dem Ort, von wo die Wellen herkommen. Was sucht der Rüde da? Ich beobachte ihn eine ganze Weile. Manchmal weicht er einer grossen Welle aus, die ihn umzuwerfen droht. Er ist aber nicht aggressiv gegen die Wellen.

Vor einer Viertelstunde war noch ein Weibchen bei ihm. Sie wollte mit ihm zusammen sein, eine kleinere, braune Hündin, die nun etwas ermattet, gelangweilt oder enttäuscht auf dem letzten bisschen trockenem Sand liegt, der von der breiten Beach übrig geblieben ist. Ihr Freund scheint ganz hypnotisiert von etwas, was ich nicht sehen kann. Etwas draussen, etwas, an das der schwarze Hund nicht heran kommt. Es ist, als warte er, dass dieses Etwas angeschwemmt wird. Es ist da aber nichts. Kein Schiff, keine Boje, nur Gischt und Gebrodel und heraneilende, zuerst schwer stürzende, dann donnernd rollend zerschäumende und zuletzt lockig wirbelnde Wellen.



*Die Starigrad (Altstadt) von Ulcinj auf einem Felsvorsprung, Stadt der Illyrer, griechische Kolonie in der Antike, Piratennest, venezianisch, serbisch, osmanisch, heute südlichste Hafenstadt Montenegros, islamisch geprägt.*

Ich bleibe stehen und schaue dem Hund zu. Er wedelt, nervös, in freudiger Erwartung. Dass er nicht bellt, ist Klugheit aus Erfahrung. Man hat an diesem Ort schnell das Mund voll Salzwasser. Ich wundere mich, dass er es, klatschnass im Wasser stehend, ohne zu zittern, aushält? Das Meer ist ja nicht gerade warm, ich schätze um 15 Grad und der Wind steif und kühl.

Nach einer Viertelstunde, in der sich kaum etwas ändert, ausser dass der schwarze Hund manchmal seine Position wechselt, um gröberen Wellen auszuweichen, gehe ich entlang der überschwemmten Hafenstrasse Richtung Starigrad, der knorrigen Altstadt von Ulcinj, die auf einen hohen Felsbrocken geklebt ist, der den Eingang zur Hafenbucht überragt. Es ist ein ehemaliges Piratennest, später venezianisch. Die Stadt rühmt sich vielerorts, Heimatort der von Don Quichotte vergötterten heimlichen Geliebten, Dulcinea, zu sein. Statt von Dulce, spanisch für süß, kommend, heisse der Name, sagen sie, in Wirklichkeit 'd'Ulcinj', also die aus Ulcinj Stammende. Der demente Ritter, der gegnerische Truppen mit Windmühlen verwechselte, hatte vielleicht seine in schwülstiger Zuckerbäcker-Romantik angebetete Herzensgöttin verwechselt mit einer hemdsärmeligen Piratenbraut. Das spielt aber keine Rolle, denn Don Quichotte hat seine Angebetete nie getroffen und sie hat nie etwas erfahren von seinen Fantasmen.

Auf der Höhe des Buchteingangs erkenne ich einen Schwarm von Möven, die aufgereggt schreiend im starken Gegenwind rückwärts in die Bucht hinein fliegen, ein seltsames Schauspiel. Manchmal bleibt ein Vogel eine Minute lang an derselben Stelle in der Luft hängen. Immer wieder stürzen die Möven rasch zur Wasseroberfläche und scheinen etwas aufzupicken; kleine Dinge, denn ich kann nichts in ihren Schnäbeln sehen. Vielleicht sind es nur Angriffsversuche auf Fische, die an der Oberfläche schwimmen, oder sonstige Tiere, die der Westwind zur Küste Montenegros treibt.



## STARIGRAD

*In ihrer Freizeit zählen Staatsmänner Raketen.  
Sie tun alles, damit sich das Volk dem Wohle fügt.*

Es ist kurz nach Mitternacht. Ich liege im Bett in meinem Appartment in der Starigrad von Ulcinj, Montenegro. Ein Sturm brüllte vom Meer her gegen die kleine Festungsstadt auf dem Felsen, der frech ins Meer vorspringt. Schon gestern tobten und spritzten die Wellen so wütend, dass am Morgen Tropfen der Meereseisigkeit an der Scheibe der Schiebetüre, die zu einem kleinen Balkon führt, zu Salzkristallen eingetrocknet waren. Das Unwetter hatte das Sitzkissen meines Balkonstuhles auf Nimmerwiedersehen in die engen steingemauerten Gassenschlitze geblasen. Die Böen rüttelten an Dächern und klapperten mit den Mönch- und Nonnenziegeln.

Ich werde jäh aus meinen Träumen gerissen von einem Klopfen. Es ist zwischen dem Brausen des Sturmes und dem Prasseln des Regens zuerst kaum zu hören. Dann aber schält sich das Klopfen immer lauter heraus. Ich spüre es sogar auf der Matratze. Was kann das sein? Ich knipse das Licht an. Da realisiere ich, dass Wasser von der Decke auf mein Bett tropft.

An der Zimmerdecke, in der Umgebung der Lampe, hatte sich ein nasser, bräunlicher Fleck gebildet. Und genau von dieser Lampe tropft der Regen gleich neben mir auf die leere Matratze meines Doppelbettes. Entweder hat der Sturm einen Dachziegel abgehoben, denke ich, oder der starke Wind bläst Regen durch eine Ritze in den Dachstuhl. Ich stehe auf, lege ein Frottiertuch auf die nasse Stelle der Matratze und bereite mir eine Tasse Kaffee zu. Es ist jetzt genau Ein Uhr nach dem entscheidenden Tag für die Schweizer Eidgenossenschaft, am 28. November 2021. Die Schweiz ist kein Rechtsstaat mehr. Die Demokratie hat sich fast unmerklich verabschiedet. Alle schauen weg und tun, als sei nichts geschehen.

Ich beginne zu kochen. Es ist jetzt schon zwei Uhr morgens. Ich schäle eine Zwiebel, Knoblauch, brate an mit Butter, gebe Reis dazu, röste ihn an, lösche mit Weisswein und Boullion ab. Lasse es köcheln. Es duftete fein. Auch im Geist geht fast dasselbe vor sich. Ich versuche, die vielen irritierenden Eindrücke und Gedanken zusammen zu bringen und es beginnt ebenfalls zu duften. Aber um diesen Duft zu beschreiben muss ich die Zutaten der geistigen Mahlzeit erwähnen, sonst kann ich mir selber nicht folgen in meiner Aufregung in diesem nächtlichen Moment, und muss nachdenken, um das Gebrodel zu fassen, das in die-

sem Moment angebissen hat. Ich muss etwas ausholen. Es ist ein starker Fisch dran, an dieser Angel des Bewusstseins. Er zerrte. Er kämpft und ich will nicht die Leine durchschneiden, damit ich Ruhe habe. Ich will mit diesem Gedankenfisch kämpfen, weil ich ihm begegenen möchte. Ich will sehen, was an ihm dran ist. Ich gebe mich nicht zufrieden mit faulen Vorstellungen, was es hätte sein können.

Unterdessen ist es ganz still geworden. Der Sturm ist wie auf Knopfdruck verstummt. Will er mithören? Oder hat er vom Rumtoben Hunger? Es riecht schon wunderbar nach dem Risotto.

Eine wichtige Zutat des Menus, das angerichtet ist, ist die Geschichte von Ödipus. Es ist eine der traurigsten und tiefsten Geschichten der menschlichen Seele. Der Archetyp einer Tragödie. Die Geschichte eines Menschen, der aus einer lieblosen Ehe geboren wird, ein Unfall, denn sein Vater wollte keine Kinder. Aus Angst. Er, König Laios, hatte vom Orakel in Delphi vernommen, dass er dereinst von seinem eigenen Sohn getötet wird. Also wird der Säugling, mit durchstochenen Fersen in der Wildnis des Waldes an einem Baum aufgehängt. Das ist die antike Form der postnatalen Abtreibung. Der Knabe erregt aber

das Mitleid des Jägers, der das unglückliche Kind aussetzen sollte, damit es von Wölfen gefressen wird. Er bringt Oedipus zu Pflegeeltern, einem liebevollen Königspaar eines benachbarten Reiches, die ihn wie ihr eigenes Kind behandeln.

Am Ende seiner Jugendzeit merken Ödipus und seine Kameraden, dass er unmöglich das Kind seiner achtsamen Eltern sein kann und Oedipus begibt sich zum Orakel von Delphi, um zu fragen, wer er ist. Die Antwort war eine Katastrophe: "Geh weg! Du wirst deinen Vater töten und deine Mutter heiraten und schwängern!"

Oedipus ist in Panik. Was kann er tun? Er kehrt nicht zurück zu seinen lieben Eltern, weil er diese nicht umbringen will, sondern flieht, so weit weg wie er nur kann. An einem fernen Fluss will er über eine Brücke gehen. Da steht aber ein bewaffneter Mann, der ihn nicht hinüber lassen will. Es kommt zum Streit und Kampf. Ödipus tötet den Mann. Er weiss nicht, dass es sein Vater ist, der ihn einst entsorgen wollte. Dann besiegt Oedipus die Sphinx die vor der Stadt Theben Terror verbreitet und wird von der Bevölkerung als Held in der Stadt willkommen geheissen. Als die Bewohner erfahren, dass ihr König an einem Brückenübergang erschlagen wurde, wird Ödipus neuer König, und er heiratet die Frau des verstorbenen Königs, ohne zu wissen, dass es seine eigene Mutter ist, und zeugt mit ihr vier

Kinder. Das ginge ja alles noch. Aber Tragödien setzen immer noch einen drauf, Das ist auch bei Oedipus so. Um es kurz zu machen: Ödipus muss schliesslich mit seiner Tochter Antigone in die Verbannung, und wird nach Athen gelockt, weil das Orakel von Delphi prohezeit hatte, dass diejenige Stadt, in der Ödipus stirbt, ewig bestehen wird. Und in Athen stirbt er denn auch. Tatsächlich gibt es Athen noch heute. Das ist die erste Zutat.

Mein Risotto ist fast fertig. Ich gebe noch einen Bund frische Petersilie dazu und drei Eier. Mich erinnern die Blätter der Petersilie an die Akanthus-Bekränzung der Tempeldächer in antiken Griechenland. An Spitzen und Ecken, First und Rändern der Dächer findet man da die dreigeteilten, eingekerbten Blätter die ungefähr aussehen wie die von Petersilie, oder noch besser von Zirmet (*Tordylium apulum*), den ich ausgiebig im Buch "the Great Regret" beschrieben habe. Jedenfalls duftet die süssliche Petersilie nach einem gesunden, lebendigen Dach. Es hat jetzt aufgehört in mein Zimmer zu tropfen.

Die zweite Zutat der geistigen Mahlzeit dieses Tages, ist das Orakel von Delphi. Historisch betrachtet zuerst. Vom 8. Jahrhundert vor Christus bis ins dritte nachchristliche Jahrhundert ist Delphi die eigentliche Schicksalsmaschine und Schaltzentrale der Macht der griechischen An-

tike. Dass Orakel befanden sich am unwirtlichen, bröckeligen Abhang des Parnassgebirges. Dutzende Schatzhäuser bedanden sich da, viele Weihstatuen, auch von verfeindeten Parteien, Siegessäulen von Lykander im Krieg gegen Athen, neben der Siegesstaute der Athener gegen Persien in Marathon und in der Mitte das Wahrzeichen, der Rundbau des Tholos, die griechische Kultstätte für Erneuerung und Auferstehung. Während den Agons, den musischen und sportlichen Wettkämpfen in Delphi, die nach einer Winterpause vom 7. März, dem Geburtstag von Apoll, bis in den Spätherbst stattfanden, galt ein allgemeiner Waffenstillstand. Alle aber strömten hierher, um die rätselhaften Vohersagen der Pythia entgegen zu nehmen, respektive, um die Worte von Apoll, dem allwissenden und gütigen Sonnengott der Griechen zu empfangen. Selbst die erbittertsten Feinde trafen sich in Delhi. Der Ort war ein neutrales, diplomatisches Parkett in einer Welt voller Intrigen, Brutalität, Missgunst, Unrecht, Unterwerfung, Ausbeutung, Blutfehde, Ruch- und Glaublosigkeit. Delphi war der Ort einer alle Zerwürfnisse aufhebenden, vereinigenden Weltregierung der griechischen Stadtstaaten, ein göttliches Betriebsberatungszentrum, mit allerhöchster Diskretion. Kaum ein Name einer Pythia oder eines Priesters, der die Äusserungen der Ekstatischen in Sprache gossen, sind namentlich bekannt. Es waren alles Delpher. Sie gehörten nicht zu

dieser Welt, sondern zu der des Apoll, den alle respektierten, die hierher kamen. Delphi ist eine Art Vatikan und Davos, Mekka und Memphis der Antike. Mit dem Unterschied, dass sich da der Gott selber, persönlich, öffentlich und in der Sprache der Anwesenden äusserte und sich damit in die Geschicke der Welt einmischte. Apoll ist kein schweigender Gott, der dem Elend der Erdenmenschen von seiner Wolke aus zuschaut. Er greift ein. Der Apparat seiner Interpreten hielt sich aber sorgsam bedeckt. Diplomatie in Höchstform.

Ich habe nun Hunger und werde mal mein Risotto Omelett verköstigen. Sie dürfen sich, verehrte Leserin, geschätzter Leser, hier auch eine wohlverdiente Pause gönnen. Es ist gut, wenn wir uns kräftigen. Es geht noch durch steiles Gelände. Was? Schon drei Uhr?

*"Es können nicht alle Helden sein. Es braucht auch Waschweiber. Aber die, die Helden sein wollen und das Volk vertreten wollen: ihr könnt keine lendenschwachen Kanichen sein mit eigennützigem Plüschohren, ihr Kleinkacker. Ihr müsst weichen. Uns müsst ihr weichen: Denen, die ihr vorgebt zu vertreten, während ihr sie verarscht."*

Das sind die Worte des Salzes in der Omelette. Weiter:

*"Spürt ihr das, ihr schleimigen Schiffswürmer? Ihr aufblasenen, hohlen Angsthasen-Ballönchen, Feiglinge und hirn- und gewissenlose Würmer. Verpisst euch! Oder steht uns gegenüber. Wenn ihr Eier habt. Wir wollen euch nicht! Ihr Politiker, Arschkriecher, ihr Industrie-Schwänzel-Marionetten, Journaille, Richterstümper und Alibifrauen. Wir brauchen richtige Männer, richtige Brüder und richtige Väter, und wir brauchen richtige Frauen, nämlich richtige Schwestern und richtige Mütter. Keine Witzfiguren mit Marionettenfalten und verschissenen Windeln. Habt etwa ihr mir, ihr Windbeutel, durch die Decke gepinkelt? War das ein Angstbisi eures jämmerlichen Lügenhimmels?"*

Mmmh . Das hat geschmeckt. Die frische Petersilie ist ein wahrhaftiges Aufputschmittel. Hab ich euch sprachlich bekleckert? Hoffentlich mit Ruhm, wie es sich gehört für Mutige. Ich hab von richtigen Männern und Frauen gesprochen. Ich weiss zwar auch nicht was richtig bedeutet. Wir arbeiten daran. Wir ahnen die Richtung, in die es geht.

Um 4 Uhr leg ich mich zum Verdauen hin. Ich halte es nicht lange aus. Es kommt der Gedanke hoch, dass Ödipus instrumentalisiert wurde. Der arme Mann musste dazu herhalten, die Gültigkeit des Orakels zu bezeugen. Dies wirft mich wieder aus dem Bett und an den Schreibtisch.

Zuerst muss ich die herumflatternden Gedankenfetzen etwas ordnen. Es geht also um die strategische Bedeutung

des Orakels von Delphi. Es wird da ein kollektives Schicksal offenbart und verordnet. Mir ist zwar auch noch nicht ganz klar, was ich mit kollektivem Schicksal meine, aber durch die Anfrage ans Orakel wird das individuelle Schicksal des Fragenden zu einer göttlichen Staatsaffäre. Bis zu einem gewissen Grad wird damit das private Schicksal von Ödipus durch unbewusste gesellschaftliche Überzeugungen und Antworten überprägt.

Es wirkt im Orakel von Delphi ein unverkennbarer Wille zur Überwindung des Einzelzufalles durch einen konstruierten, kollektiven Zufall, durch ein sprachlich hergestelltes und interpretatorisch verabreichtes Schicksal. Wir können sagen, dass ein gesellschaftlicher Fluch über den Einzelnen gesprochen wird. Dem Einzelnen wird Bestimmung aufgedrückt. Der Fragende erhält seine Bestimmung nicht mehr aus sich selber. Schicksal wird von der kollektiven Wahrheitshohheit des Orakels dem Einzelnen zugewiesen. Das ist kompliziert ausgedrückt. Ich kann es im Moment leider nicht besser. Vielleicht kann nur das Orakel mit seinem sprachlich verrätselten, kollektiven Zuwurf des Schicksal, den Einzelnen in einen Bedeutungszusammenhang mit seiner Sozietät bringen. Oder zwingen?

Orakelsprüche sind das Gegenteil von begründeten Aussagen. Sie sind das pure Gegenteil. Es sind Voraus-

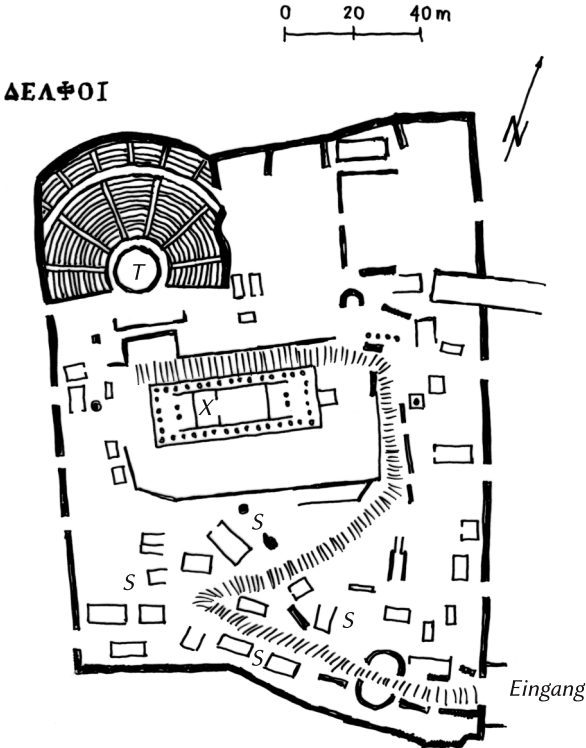
setzungslose, selbstreferentielle Aussagen, die keinerlei Begründung bedürfen. Es ist interessant zu beobachten, dass dies offenbar konfliktlos zusammen geht mit einer Zeit, in der Wissenschaft sich entwickelt, die ganz strikt und immanent davon ausgeht, dass glaubhafte Aussagen und Resultate nachvollziehbar und begründbar sein müssen, dass also Aussagen verifiziert werden können, anhand von Regeln. Das ist beim Orakel nicht im Geringsten der Fall. Es beruht darauf, dass seine Regeln nicht klar sein dürfen. Wie kommt aber eine aufgeklärte Gesellschaft dazu, Aussagen eines Orakels zu akzeptieren? Es widerspricht doch ihrem zeitgemässen Antrieb, sich nicht mehr auf blosser Ahnungen, Vermutungen und Vermeintliches zu verlassen, sondern grösstmögliche Gewissheit zu haben über das Schicksal? Wieso duldet die griechische Poliskultur eine Abhängigkeit von einem Orakelsystem, in welchem Schicksal von der Willkür eines Gottes abhängt, was doch dem Drall des inneren Impetus dieser Zeit - zu mehr Bewusstheit, mehr Logik, Nachvollziehbarkeit, Verifizierbarkeit und Evidenz nämlich - diametral widerspricht?

Um jetzt nochmals auf Ödipus zurück zu kommen: In seiner schwerverdaulichen Lebensgeschichte zeigt sich eine eigenartige und komplexe Verquerung des Orakelgedankens. Es lauert darin eine unterschwellige Anklage gegen

Delphi, wenn man so will. Es scheint, als ob Ödipus aufzeigt, dass er vom Delphischen Orakel missbraucht wird, um an ihm ein Exempel zu statuieren, dass das Orakel immer recht hat. Es ist unklar, weshalb das Orakel zuerst König Laios prophezeit, sein Sohn werde ihn töten, und diesem Oedipus hernach orakelt, dass er seinen Vater töten und seine Mutter heiraten werde und dies alles auch so geschieht. Die mathematische Folgerichtigkeit der beiden Orakelsprüche widerspricht der apodiktischen Ergebnisoffenheit von Orakelsprüchen. Es gibt bei einer solchen doppelt gemoppelten Verfluchung von Laios und Ödipus gar keinen Durchbruch mehr durch das gnadenlose Schicksal. Ist das schon ein Anzeichen vom Untergang der Unschuld der Phytia?

Am Beispiel von Ödipus demonstriert das Orakel, dass es immer recht hat und der Mensch ein armes Schwein ist, denn der arme Ödipus hat ja gar nichts getan. Hat ein Orakel solche äusserlichen Selbstbestätigungen wirklich nötig? Wie kommt es dazu, diesem unschuldigen Kind die Prophezeiung von Laios anzuhängen? Geht es einfach darum, dass das Orakel seine Meinung nicht ändern kann, dass das Orakel sich nicht entschuldigen und sich nicht selber widerlegen kann, weil Wahrheit unteilbar ist? Mir kommt die Sache jedenfalls seltsam psychopathisch vor.

Klar will das Orakel damit sagen, dass der Mensch seinem Schicksalspruch nicht entkommt. Niemand entwischt seinem Schicksal. Es scheint in diesem spirituellen Modell jedenfalls so, dass das Schicksal weder vom Menschen gemacht, noch von ihm beeinflussbar ist, sondern irgendwoanders fabriziert wird.



Tempelanlage des Orakels von Delphi, ein Komplex, in welchem sich Medien (Orakel), Finanzwirtschaft (Schatzhäuser) und Unterhaltung (Theater) zu einer politischen Schicksalsfabrik vereinen. X=Omphalos und Pythia im Apolltempel. S = Schatzhäuser entlang der Prozessionsstrasse. T = Theater.

Oder soll man die Ödipusgeschichte so verstehen, dass der Einzelne sich gar nicht selber erkennen kann, sondern erst durch das ihm vom Orakel angesagte Schicksal, mit sich in Kontakt gebracht wird? Dann bleibt aber die Freiheit auf der Strecke. Das macht ja gerade die Tragödie aus, nicht wahr? Jeder Versuch, dem von Aussen aufgedrängten Schicksal zu entkommen, ist vergeblich und die Meinung, verstehen zu können, wie man das Schicksal umgehen, abändern, aufheben, überlisten, oder ihm ausweichen kann, muss zwangsläufig dazu führen, dass man ihm dabei genau und exakt in die Arme läuft, was letztlich jeden Versuch des Menschen, vernünftig zu sein, selbstbestimmt und autonom, verhöhnt. Nur bei Odysseus hat man ein bisschen den Eindruck, dass ihm erlaubt wird, dass ihm seine eigene Schlaueit hilft. Selbst Poseidon hat ihn ein bisschen in Ruhe gelassen. In der Odyssee greift der Einzelne aktiv verändernd in gesellschaftlich verordnete Narrative ein.

Mein Fazit ist vorläufig dieses: Versuche mit deinen ungelösten Fragen selber zu recht zu kommen. Frag nie das Orakel! Abkürzungen des persönlichen Schicksals über das verrätselte, kollektive Schicksal lohnen sich selten. Selbst die Götter wissen das. Über dem Apolltempel in Delphi stand doch: Erkenne dich selbst. Es stand da nicht geschrieben: Lass dir vom Orakel sagen, wer du bist..



*Der Hirte Phorbas, der Oedipus vom Baum losgebunden hat und dem Knaben Milch seiner Ziegen zu trinken gibt. Der Hund leckt die Füße des Babys. Gipsskulptur von Charles Dupaty, 1815.*

## DER HUND VON ARTEMIS

*Tief in den Akten  
wird nach Beschlüssen gestöbert.*

Sokrates: Ich kann nicht erkennen, was diese Geschichten aus Montenegro mit Patmos zu tun haben sollen.

Danielos: Das habe ich doch gesagt. Es ist eine andere Geschichte.

Sokrates: Von was denn?

Danielos: Das war die Zeit als die Schweizer ihre Demokratie aufgaben. Sie stimmten für ein Notrecht, mit welchem seither der Bundesrat auf dem Verordnungsweg gegen sein Volk regiert. Wie ein Orakel. Willkürlich, unbegründet, rechenschaftslos.

Sokrates: Du übertreibst sicher. Die Schweiz war noch nie eine Demokratie. Wer hat denn dieses Märchen erfunden?

Danielos: Ich habe es jedenfalls geglaubt.

Sokrates: Was sagt Xenophanes dazu?

Danielos: Sag du es.

Sokrates: "Niemand hat das Recht etwas zu glauben."

Danielos: Ich war trotzdem enttäuscht.

Hund: Ja, Du standest da wie ein begossener Pudel.

Danielos: Bist du jetzt zufrieden, Hund von Poseidon, dass wir dieses deprimierende, letzte Bild der unfertig abgebrochenen Schweizer Demokratie auch noch hinpinkeln?

Hund: Du wirst sie vergessen.

Danielos: Was meinst du damit?

Hund: Die Schweiz hat dich verlassen, wie eine verwelkte Geliebte. Was willst du in Selbstmitleid zerfließen. Lass sie ziehen.

Danielos: Ich werde sie nicht vergessen.

Hund: Ich habe mal etwas gehört zu diesem Thema.

Sokrates: Und was?

Hund: Wer die Schweiz nicht vermisst, hat kein Herz.

Danielos: Genau!

Hund: Wart jetzt! Es ist noch nicht fertig.

Danielos: Tschuldigung.

- Hund: Nochmals: Wer die Schweiz nicht vermisst, hat kein Herz. Aber wer sie sich zurückwünscht, der hat keinen Verstand.
- Sokrates: Nicht schlecht.
- Daniel: Will was heissen?
- Sokrates: Wir haben Zeit, Danielos.
- Danielos: Zeit wofür?
- Hund: Zeit für das, was sie Neues bringt.
- Sokrates: Könnte von Heraklit sein.
- Danielos: Sicher habt ihr zwei, mit eurem schrägen Wunsch nach dem schwarzen Hund von Montenegro, auch noch die letzten, versprengten Reste meiner tapfer ausharrenden Leserschaft, die nach Klarheit und Offenbarung dürstet, zum Entgleisen gebracht.
- Hund: Ich bin übrigens der Hund von Artemis. Nicht von Poseidon. Nur damit das klar ist. Poseidon ist der Onkel von Artemis.
- Danielos: Wie?
- Hund: Du hast vorher gesagt, ich sei der Hund von Poseidon. Das ist falsch. Ich bin der Hund von Artemis. Poseidon ist der Bruder von

Zeus. Zeus ist der Vater von Artemis. Poseidon wird verstehen, was mit dem schwarzen Hund von Montenegro gemeint ist.

Sokrates: Was denn?

Hund: Es geht dich nichts an, Sokrates. Deine nervige Fragenbohrerei dringt da nicht hinein.

Sokrates: Da muss ich mich zuerst daran gewöhnen.

Hund: Mach das.

Danielos: Ein Hinweis wenigstens. Für meine Leser, bitte? Als Trost dafür, dass sie sich durchgelitten haben bis hierher. Bitte!

Hund: Poseidon ist der Herr des Meeres. Es geht vielleicht um die Art, wie das Meer auf dem letzten Bild von Michailis dargestellt ist.

Sokrates: Aha! Und wie wird es dargestellt?

Hund: Hast Du Augen?

Sokrates: Wie bitte?

Danielos: Ihr entschuldigt mich. Ich muss jetzt hinüber auf die andere Seite.

## THOMAS KAPELLE

*Kein Tropfen Wasser  
lässt den Wüstensand auftauen.*

Der Weg zur Kapelle Sokolos, wie die Agios Thomas auch heisst, führt entlang der Hafenmole, die sich alle paar Meter ändert. Zuerst kommt die Anlegestelle für Fähren, Kreuzfahrtschiffe, Militärkorvetten, dann die Anlege für Yachten mit Strompfosten. Dann der flache Teil des Hafens mit den wackeligen Stegen, die auf Stelzen hinausführen zu kleinen Fischerbooten, dann wieder ein Yachthafenteil mit Holzbooten. Und dann endet die Mole bei einem Haus wo eine Mauer beginnt, die mich zwingt zwischen Mauer und Meer auf einem schmalen, steinigen Strandstreifen zu gehen Richtung. Die Mauer ist übermannshoch, gut geschichtet, mit einer aufwändigen Krone versehen, die erst noch blendend weiss bemalt ist. Nach einigen Metern spülen Wellen bis an die Mauer heran und ich muss auf ein paar Steinritten gehen, bis ich wieder Kies unter den Füssen habe. Das Meer ist zum Glück spiegelglatt. Im flachen Wasser sehe ich kleine Fische, Felder von Poseidonshaar, ab und zu einen Plastiksack, der Deckel einer Pet-Flasche, angeschwemmte Seilstücke. Die

Mauer zieht sich lange hin. Fast 500 Meter, schätze ich. Am Ende angekommen erkenne ich, dass es vom Meer her keinen Eingang gibt zur Kapelle, die landseits hinter der Mauer versteckt liegt. Über die Mauer steigen kann ich nicht. Zu hoch. Also gehe ich bis zum Abschluss der Mauer, wo sie an einem Felsen beginnt. Da hat es einen kleinen Kraxelweg, den Felsen hoch und von da hinab hinter die Mauer auf die Terrasse eines verlassenen Gemüsebaus. Man sieht Schläuche für die Bewässerung, Gestelle für Tomatenanbau. Alles vertrocknet, überwuchert, verdorrt. Gleichsam fluchtartig verlassen. Ein summender, verwilderter Garten mit blühenden Granatapfelbüschen, Ginster, wildem Hafer, den niemand geerntet hat. Die Kapelle scheint hingegen gut in Schuss zu sein, aber verriegelt, mit Glockenstuhl, einer Glocke drin, aber das Seil an der Wippe fehlt. Alles ist sauber gewischt. Erst jetzt sehe ich, dass in der Mauer eine Türe zum Meer führt, die ich übersehen hatte, weil sie gut versteckt ist hinter einem dornigen Gestrüpp. Die Türe ist verriegelt. Da hätte ich lange klopfen können. Es gibt, wie ich sehe, einen Zugang zur Kapelle auf der Innenseite der Mauer. Diesen Weg werde ich bei der Rückkehr einschlagen.

Ich ruhe mich aus auf dem Sitzplatz unter Kiefern. Von hier aus sieht man hinüber nach Skala, zum Wellenbrecher, wo Mikailis vor einem Vierteljahrhundert stand und das

Foto machte von seinem letzten Bild. Man sieht rechts den glatzköpfigen Hügel des Kastelli, links Chora mit dem steinernen Hut des Kloster. An allen Kiefernstämmen und Zweigen flattert auch hier weisse Watte der Wolllaus. Sie scheinen keine Feinde zu haben. Am Boden unter den Kiefern sieht es aus, als ob es in grossen Flocken geschneit hätte. Die Bäume leiden. Etwas hangaufwärts, angebaut an die Kapelle, befindet sich eine Einsiedelei. Sie scheint unbewohnt. Schade. Mit einem zupackenden Gartenfreund und etwas Wasser würde hier ein idyllische Klause entstehen. Aber die verzweifelten Bewässerungsrohre klagen vom verloren gegebenen Kampf gegen die Trockenheit.

Den Rückweg nehme ich landseits der Mauer entlang. In der Mitte des Weges schlängelt sich ein schmales Band. Auf einer Breite von wenigen Zentimetern sind da alle Steinchen, Blättchen, Ästchen und Pflänzchen, sauber und pingelig weggewischt und entfernt. Es ist die Strasse einer schwarzen Ameisenart. Sie führt mehrere hundert Meter im Weg bis zum Ende der Mauer, wo ein Haus steht, das unbewohnt ist. Der Weg führt hinter dem Haus zu einem eisernen Tor, das verriegelt ist mit einem Messing-Vorhängeschloss. Da komme ich nicht raus. Doch bevor ich entschliesse, nochmals den ganzen Weg zurück und dann via Felsen über die Mauer ans Ufer abzustei-gen, sehe ich, dass ein paar Meter vor dem Haus, unter einem

Ginster, ein Loch in der Mauerkrone kragt, und ich von da runter rutschen kann auf das Uferkies.

Ein Fischer füttert einen einsamen, einzelnen Kormoran, der halb im Meer versunken schwimmt. Der Mann hat eine Kartonschachtel im Arm und wirft, auf einem Uferstein stehend, dem Vogel im Wasser kleine Fischchen zu. Ein Schwarm Möven hat dies entdeckt. Sie kurven aufgeregt schreiend herbei und schnappen dem schwarzen Kormoran einige der Fischchen weg. Der Fischer redet dem Kormoran Mut zu. Aber das Gekreis der Möven ist lauter.



## APOKALYPSE

*Prozessionen ziehen wie Karawanen  
in Gebet und Einheit. Frontkämpfer,  
Schützen und Volksgesinde klammern  
sich an die Fahnenstangen. Die Pfarrer  
bringen die Gebetsmühlen in Stimmung.*

Mit der biblischen Apokalypse des Johannes kann ich nicht viel anfangen. Ich werde wütend bei der Lektüre von dem wirren Zeug, das Hans in der patmischen Höhle eingbläut erhalten hat. Die Apokalypse ist eine Zumutung. Ihr esoterisches Kasumpel und bedeutungsschwangeres, deliriöses Hokuspokus-Geschwafel, mit den Kerzenständern, Engeln, Trompeten, Reitern, Pferden, Flammenschwertern, Wolken und all dem bekifften Geschwurbel nervt. Es kann mich nicht in der Tiefe berühren. Das Offenbarungs-Verrätseln hängt mir zu fest am Liberace-Kitsch von lackierten Las-Vegas-Illusionisten, Nachgeäfftem, Abgeschriebenen von Abgeschriebenen von Unverstandenen, das aus der massenhaften esoterischen, prophetischen und apokalyptisch hypnotischen Literatur der damaligen Zeit sattsam bekannt ist, egal ob von jüdischer, ägyptischer, griechischer, sumerischer oder sonstiger Herkunft. Nichts ist zurück geführt auf unsere eigene existen-

zielle Erfahrung und auf den Ursprung der Weltenkonflikte in uns selber. In jedem von uns. Jederzeit. Alles in der Apokalypse ist Effekthascherei, äusserliches, auf wohlfeilen Eindruck getrimmtes Weihrauchnebeltheater, eine geistige Bedeutungsscheinschwangerschaft.

Die kranke Lust an der wundersamen Tragödie des Weltuntergangs ist seit Menschengedenken eine verbreitete, propagandistische Literaturgattung. Es sind Grusel- und Horrorstories und Brutalomärchen die meist Dritte betreffen, die Vorfahren, oder "Die Anderen". Vieles davon ist für den Schockeffekt, den Schauer und die Unterhaltung mit dem Schrecken gemacht, mehr jedenfalls als zur Erbauung. Es ist eine perverse Zerstörungsgier in Dystopien zu spüren. Vielleicht verbirgt sich darin die Idee, statt zur Einsicht in sich selber zu kommen, für sein schauriges Schicksal Rache zu nehmen an der Welt, die Elend zulässt, diese abscheuliche Ungerechtigkeit zulässt, dass es einem nicht besser geht, nicht so, wie man es als guter Mensch verdient hat; Verwünschungen der Welt sind es, als Rache und Sühne für erlittene Qualen der Existenz. Der um sein Glück betrogene Erdenbürger ist bereit sein unwürdiges Habitat mit in den Abgrund des Jüngsten Gerichtes zu reissen, wie ein aufgegeilter Selbstmordattentäter, der die unanständige Weltparty beendet.



*Albrecht Dürer war ein beliebter Bibelillustrator. Er konnte perfekt einschüchtern mit gnadenlosem Gemetzel, das an die Eroberung Trojas erinnert. 1498. Auch bei Julius Schnorr von Carolsfeld (1860) wird die Apokalypse für unverhohlene Kriegslüsterei und psychopathischen Blutrausch unter den segnenden Gebärden des Allmächtigen ausgeweidet.*

Mit niedrigen Motiven der Rache ist die Offenbarung des Johannes vollgestopft. Es ist eine grässliche Anbetung des Todes als finale Abrechnung und Strafe. Ausserdem scheint mir das ganze Werk vielmehr Verhüllung zu sein, als Enthüllung und Offenbarung. Apokalypse heisst ja eigentlich Entschleierung. Wo ist da Klarheit? Es befindet sich ja nur haluzinogene Schaumschlägerei hinter diesem Vorhang. Mit drohgemurmelten Kaleidoskop-Phrasen werden die Zwecke und Absichten dieser angeblich letzten Wahrheiten über die letzten Dinge, die letzten Tage und letzten Stunden des stets unfertigen Menschen verschwurbelt.



Heute weiss man, dass dieses Buch nicht in seiner ganzen Länge von einem Autor stammt, ob von einem Johannes, und wenn ja, von welchem der vielen Johanni, die es gibt, ist ebenfalls umstritten. Selbst ob und wann dieser Johannes tatsächlich auf Patmos war ist unsicher. Aber weil es da steht, nimmt man an es sei wahr. Das ist der gefährliche Trugschluss der Schrift und Grund für die Zweifel, ob es Sinn macht heilige Botschaften, die man aus dem Verborgenen, der Höhle nämlich, empfangen hat, mit der Niederschrift zu beschmutzen.

Ob wirklich Prochoros das aufgeschrieben hat? Vielleicht ist der Schreiber, ein Zeuge, ebenfalls eine Erfindung, um das troglodytische Geschwurbel glaubhafter zu machen. Ein Heer von Linguisten ist heute daran, Details zu erforschen über die Konsistenz des Textkörpers dieses Buches, das vermutlich in seiner jetzigen Form im 2. Jahrhundert redigiert, also aus verschiedenen Textfragmenten zusammen gebastelt und in die Bibel als Illustration des Jüngstes Gerichtes eingefügt wurde, als Schlussbouquet, umgekehrter Big Bang, ich habe fertig. Amen. Jedenfalls fand die Schlussredaktion der Bibel ein paar Generationen später statt, als der angeblich alleinige Autor, Johannes, schon längst tot war und der Legende nach in der Artemisstadt Ephesos beerdigt wurde, wo ihm später neben dem verhassten Artemision eine Basilika gebaut wurde.

Als schlimm, tragisch und schädlich für die menschliche Seele, empfinde ich die sadistische Vermischung von Unheil und Schuld. Das wird durch die ganze Apokalypse hindurch mit pathologischer Schadensfreude zelebriert. Es geht darum, den Sektenmitgliedern Angst zu machen, sie einzuschüchtern und zu terrorisieren mit Drohungen, Verwünschungen, Verfluchungen, Verdammnis, wenn sie nicht gehorchen, wenn sie nicht genau das tun, was der angebliche Gott ihnen angeblich befiehlt, zum Beispiel sich als Märtyrer zur Verfügung zu stellen, Heiden zu verfolgen und all den fundamentalistisch theokratische Schwachsinn durchzuführen, den wir von hunderten verirrter Sekten, Bibelgruppen, Ku Klux Clans und Pseudoreligionen kennen. Dass religiöse Christen sich in dieser Hinsicht vom Koranbeter, den Taliban, der IS, oder anderen zur Gewalt rufenden Heilslehren unterscheiden, ist nirgends zu erkennen. Es wird gegen Andersdenkende gehetzt, geschimpft, intrigiert, was das Zeug hält. Todesdrohungen für Missetäter sind eine infame Anbetung des Sensemannes. Schauen wir nur die Sendbriefe an, die angeblich an einige Gemeinden in Kleinasien geschrieben werden, um sie bei Stange, das heisst, sie unter Kontrolle zu halten, sie als Heilsarmee von Jesus zusammen zu schweissen, zu fanatisieren und aufzustacheln in einem primitiven Machtkampf um materielle Dinge, unter dem Vorwand der spirituellen Erleuchtung.



*Der Erzengel Michael im Kampf gegen das Gewürm, womit vor allem Andersgläubige gemeint sind. Gemälde des Zürchers Hans Leu dem Älteren, 1545. Michael ist hebräisch und bedeutet: Wer ist wie Gott?*

In der Apokalypse geht es nicht um die verbindende Kraft der Liebe, nicht um den Kampf für die Gesundung und Gesundheit der Seelen und um den Austausch und das Gespräch und den Dialog über seelische Befindlichkeiten. Es geht ausschliesslich um Rechthaberei, um den rechten Glauben, um eine aus Minderwertigkeitskomplexen hervorgekrochene Idee von religiöser Monokultur, die gegen jede Vielfalt der spirituellen Entwicklungen mit dem flammenden Schwert eines Strafengels antritt, Michael gegen den Drachenteufel. Es geht um die sozialistische Einheitsreligion. Allen anderen droht: Rübe ab! So primitiv ist dieses letzte Buch der Bibel.

Dies alles ginge noch, würde es irgendein Johannes berichten, als seine persönliche Meinung, ein vielleicht simpler Demagoge und Missionar, wie ein skrupelloser afrikanischer Wander-Mfumumu, der in verzweifelten und orientierungslosen Dörfern ein paar armselige Leidende um sich sammelt, von sich abhängig macht, aussaugt und radikalisiert. Das Schlimmste an der Apokalypse ist jedoch, dass man behauptet, dieses Buch der Offenbarung sei das Diktat von Jesus Christus. Allen Ernstes steht eingangs in der Apokalypse, dass der in den Himmel aufgefahrene Gottessohn den Text der Apokalypse seinem Lieblingsjünger Johannes, der im in seiner Höhle auf Patmos in eine Art Koma gefallen war, diktiert habe. Jesus soll das gesagt haben:

*An die Gemeinde Pergamon: Offb. 2.14 - 16*

*"Aber ich habe etwas gegen dich: Bei dir gibt es Leute, die an der Lehre Bileams festhalten; Bileam lehrte Balak, er solle die Israeliten dazu verführen, Fleisch zu essen, das den Götzen geweiht war, und Unzucht zu treiben. So gibt es auch bei dir Leute, die in gleicher Weise an der Lehre der Nikolaiten festhalten. Kehr nun um! Sonst komme ich bald und werde sie mit dem Schwert aus meinem Mund bekämpfen."*

Jesus soll Johannes befohlen haben dieses plumpe Framing aufzuschreiben? Das ist ein kranker Witz! Jesus soll diese Sendbriefe diktiert haben? Wie soll solcher sektenpolitischer Zwistkram zusammen gehen mit dem Kernstück des Neuen Testamentes, der Bergpredigt, wo um Sanftmut, Toleranz, Nächstenliebe, Empathie, sogar für Liebe der Feinde und Verständnis für die Schwächen der Menschen geworben wird? Wie kann es sein, dass derselbe Jesus, um das Jahr 90 nach Christus, also etwa 50 Jahre nach seiner Ermordung am Kreuz auf dem Hügel Golgatha, von der Wolke 17 herab, seinen eigenen Gefolgleuten unverhohlen mit dem Tod droht und schwadroniert gegen alle, die nicht so denken und tun wollen wie er es befohlen hat? Wobei man nirgends in diesem finalen göttlichen Debriefing erfahren darf, wie man denken soll. Man soll nur ihn, Jesus, und seinen Papa anbeten, also billiges in-

doktrinierendes Gewäsch eines Diktators? Wo ist plötzlich die bedingungslose Liebe und Empathie, Schuldlosigkeit und Freiheit des Menschen hin gekommen?

Die Apokalypse ist das Machwerk einer skrupellosen, klerikalen Clique von machtgeilen Sektenpriestern, Propheten, Patriarchen, Bischöfen und Päpsten, die ihr materielles Business und ihre Selbstbereicherung und Selbstbeweihräucherung in ein Narrativ betoniert haben, das sie viel später Christentum nennen, eine supranationale, rein wirtschaftliche Macht, ohne jede institutionelle, politische Verantwortung, mit göttlicher Immunität ausgerüstet, unter dem Deckmantel einer spirituellen Bewegung. Es geht einzig und allein – wie man den Schlussworten der Apokalypse entnehmen kann - um das Wohlergehen der Kirche selber und ihres narzisstischen Organigramms und Machtapparats. Ich kann angesichts des Schlusspamphletes der Bibel die Römer verstehen, dass ihnen die intolerante und besserwisserische Absonderung der neuen Judensekte suspekt war? Schliesslich galt bis dahin weitgehend ein Nebeneinander spiritueller Kulte. Mit den Juden hatte man sich arrangiert, solange sie nicht politisch wurden. Die Druiden durften unter den Römern ebenfalls weiterarbeiten. Es waren die christlichen Missionarseroberer, die die Hüter fremder Kulte massakrierten, Heiden verfolgten, Hexen und Anderdenkende in den eigenen Reihen, und die Zwangstaufe

einführten. Stirb, oder tauf dich. Von diesem Ungeist ist die ganze Apokalypse randvoll, eine toxische Ausdünstung von Fundamentalismus und Weltverwünschung.

*Offb. 8,7-11*

*"Der erste Engel blies seine Posaune. Da fielen Hagel und Feuer, die mit Blut vermischt waren, auf das Land. Es verbrannte ein Drittel des Landes, ein Drittel der Bäume und alles grüne Gras. Der zweite Engel blies seine Posaune. Da wurde etwas, das einem großen brennenden Berg glich, ins Meer geworfen. Ein Drittel des Meeres wurde zu Blut. Und ein Drittel der Geschöpfe, die im Meer leben, kam um und ein Drittel der Schiffe wurde vernichtet. Der dritte Engel blies seine Posaune. Da fiel ein großer Stern vom Himmel; er loderte wie eine Fackel und fiel auf ein Drittel der Flüsse und auf die Quellen. Der Name des Sterns ist «Wermut» (Artemisia, die heilige Pflanze der Göttin Artemis. Anm d. A.). Ein Drittel des Wassers wurde bitter und viele Menschen starben durch das Wasser, weil es bitter geworden war."*

Woher kommt die mörderische Aggression des Christentums? Eugen Drewermann hat sich mit diesem Thema sein ganzes Leben lang auseinander gesetzt. Das spirituelle Kernstück des christlichen Glaubens, betont er, ist nicht die Kirche und ihr Erhalt als weltliche Institution, sondern die Nachfolge Christi, so zu leben und zu lieben wie Jesus, wie es beschrieben wird in den Apostelge-

schichten, wie Jesus uns gegenüber tritt in der Bergpredigt. Darum geht es im Christentum. Den Rest kann man als weltliche Besudelungen und Verwässerung einer guten Idee vergessen, Befleckung und Verirrung. Den Pomp und das Gepränge und die weltlichen Besitztümer, die Armeen der Päpste, das dysfunktionale Organigramm des Klerus, seine Missbräuche an Kindern und anderen, der ganze offensichtlich diabolische Blödsinn, der von Drewermann so treffend und klar aufgezeigt wurde und der ein liebevoller Mahner ist, zum Kern des Christentums als tolerante menschliche Grundhaltung zurück zu kehren und den krakenhaften Apparat der Kirche rückzubauen. Es braucht keine Kirche, um ein Nachfolger Christi zu sein. Jesus hatte auch keine Kirche. Er war ein Jude. Er könnte genauso gut Germane, Grieche oder Chinese gewesen sein. Das würde an seinem Vorbildcharakter kein bisschen ändern.

*Offb 16.17 - 21*

*Und der siebte Engel goss seine Schale über die Luft. Da kam eine laute Stimme aus dem Tempel, die vom Thron her rief: Es ist geschehen. Und es folgten Blitze, Stimmen und Donner; es entstand ein gewaltiges Erdbeben, wie noch keines gewesen war, seitdem es Menschen auf der Erde gibt. So gewaltig war dieses Beben. Die große Stadt brach in drei Teile auseinander und die Städte der Völker stürzten ein. Gott hatte sich an*

*Babylon, die Große, erinnert und reichte ihr den Becher mit dem Wein seines rächenden Zornes. Alle Inseln verschwanden und es gab keine Berge mehr. Und gewaltige Hagelbrocken, zentnerschwer, stürzten vom Himmel auf die Menschen herab. Dennoch verfluchten die Menschen Gott wegen dieser Hagelplage; denn die Plage war über die Maßen groß.*



*Albrecht Dürer ist einer der grossen Comixzeichner der Apokalypse. Da konnte man richtig Gas geben bei den siebenköpfigen Drachen und den Supermännern und -frauen die das Ungeziefer im Marvelstil bezwingen.*

Warum ist das Christentum dermassen auf Abwege geraten? Meine These dazu ist relativ einfach. Die Christen leiden unter dem Minderwertigkeitskomplex, dass sie rein äusserlich keine Juden sein können. Ihnen fehlen die jüdischen Mitochondrien. Sie können deshalb auch nicht wie Jesus sein, der bekanntlich ein Jude war. Denselben Minderwertigkeitskomplex haben übrigens auch die Muslims, die sich, wie die Christen, auf den jüdischen Gott des alten Testaments, auf Abraham und seinen Clan berufen, aber selber nicht Juden sein können. Warum können sie nicht Juden sein? Ganz einfach: Jude ist man in der Welt nur, wenn die eigene Mutter Jüdin ist. Eine eigentlich matriachale Vererbung der Glaubenszugehörigkeit. Es gibt keine Möglichkeit sich zum Juden taufen zu lassen, oder sonstwie in die Glaubensgemeinschaft der Juden aufgenommen zu werden. Jeder, der keine Jüdin als Mutter hat, ist und bleibt ein Goi.

Im Umfeld der Juden gab und gibt es immer Nichtjuden, die sich für deren Glaubensinhalte interessieren, die Festlichkeiten der Juden achten, begleiten und vielleicht sogar an ihnen teilnehmen, weil sie deren Stimmung und die inneren Erlebnisse ansprechend finden. Für das Judentum wurde nie missioniert. Das ist per se ausgeschlossen. Es kann ja nur Jude sein, dessen Mutter Jüdin ist, also ist Missionierung unmöglich. Diese Abgeschlossenheit des Juden-

tums war gelegentlich ein Problem und Ärgernis für Nichtjuden, weil die Exklusivität der matriarchalen Glaubenserschaft argwöhnisch als Absonderung von der Gesellschaft empfunden wurde, als anmassende Besserwisserei, Nichtteilnahme am Staat, Unloyalität gegenüber Mitbürgern und Verschlossenheit für die Aufnahme von nichtjüdischen Sympathisanten des Judentums. Sympathisanten des Judentums gab und gibt es aber immer viele, nicht nur in Jerusalem. Jesus sprach nicht nur Juden an, sondern auch viele, die im streng äusserlichen Sinne nicht zu dieser Glaubensgemeinschaft gehörten.

Das Revolutionäre an Jesus war, dass er das Judentum für Nichtjuden öffnete, mit der allgemeinen Taufe. Die Taufzeremonie, Mikwe, das Untertauchen ins rituelle Reinigungsbad, ist ursprünglich ein jüdischer Akt der Aufnahme eines von einer jüdischen Mutter geborenen Kindes in die Glaubensgemeinschaft der Juden. Diese Zeremonie hat Jesus nachgeahmt in einer Volkstaufe. Jesus trat an mit der Message, dass sein jüdischer Gott will, dass jeder Mensch in die Glaubensgemeinschaft der Juden aufgenommen werden kann. Er brach das Gesetz und Vorrecht der matriarchalen Glaubenserschaft der Juden.

Dieser Tabubruch konnte orthodoxen Juden nicht gefallen. Es gab logischerweise Konflikte. Das Interesse einer entschlossenen Gruppe von Gois, sich mit der Taufe

ein quasi selbstermächtigtes alternatives Judentum zu schaffen, war aber offensichtlich attraktiv, wurde mächtig und viel Energie strömte aus der Glaubensaneignung des Judentums. Von vielen wurde die neue pseudojüdische Sekte als Befreiung begrüsst, eine Befreiung aus dem Korsett des Schicksals der Geburt. Von nun an reichte ein Bekenntnis zum Glauben. Diese Emanzipation beflügelte christlichen Urgemeinden, die rasch in vielen Städten entstanden, in denen es auch jüdische Gemeinden gab. Allerdings haben die orthodoxen Juden den selbstgetauften Halbjuden den Zugang zu ihren Synagogen meist verweigert. Die judaisierten Gois mussten eigene Versammlungsorte bauen. Kirchen wurden sie erst später.

Die Begriffe Christ und Christentum gibt es noch lange nicht. Nirgends in der Bibel kommen solche oder ähnliche Worte vor. Sie wurden erst viel viel später eingeführt, als die neuen Gruppierungen zu einem Machtfaktor geworden waren und sich Strategen und Propagandisten aufmachten, für diese ein profitables Narrativ zu basteln, eine Agenda, um die Bewegung der Freijuden zu einer supranationalen, politischen, materiellen, globalen Leader-Organisation zusammen zu zwingen: mit der Bibel und der selbsternannten Herrschaft eines Klerus der Katholiken in Rom den Kopten in Ägypten und den Orthodoxen in Byzanz, Konstantinopel, Istanbul, Antiochien, Pergamon.



*Christliche Artemisverehrung in der Lagunenstadt? Die venezianische Staats-Ikone, genannt "Nicopeia", die Siegbringende, Kriegsbeute der Plünderung Konstantinopels im Jahre 1207. Die Darstellung zeigt eine übergroße Gottesmutter, ein klar matriarchales Narrativ. Sie ist im Markusdom in einem prächtiger Altar aufgestellt. Angeblich soll Evangelist Lukas persönlich das Bild gemalt haben, also ein authentisches Portrait der Gottesmutter. Weiter heisst es in Venedig, dass es sich bei der Nicopeia um die Marienikone handelt, die den Schutz Konstantinopels garantiert und alle Feldzüge des byzantinischen Kaisers begleitet hatte.*

Die Redaktionsarbeit der Bibel wird gerne mit dem wissenschaftlichen Ausdruck Kanonisierung bezeichnet, ein Wort, das man sich zwei-, dreimal vorlesen und anhören muss, um zu verstehen, was absichtsvolle und zweckhafte Fabrizierungen von Narrativen bedeuten.

Jesus wollte ein Judentum für alle. Er wollte Gois den Zugang zum einen Gott der jüdischen Tora öffnen. Die Idee eines allumfassenden, exklusiven, einen Gottes, war damals nicht allgegenwärtig. Griechen, Römer, Germanen und die meisten andere Völker waren dem Polytheismus zugewandt, einer Vielzahl von spirituellen Mächten. Zwar haben auch die Griechen schon früh über einen alles umfassenden Gott philosophiert. Die Zoroastrier hatten Ahura Mazda. Auch die Ägypter der alten Nilreiche besaßen mit dem Sonnengott Re und Atum und seiner Personifizierung im Pharao bereits einen Götter-CEO. Aber in alltäglichen, konkreten Riten waren es einzelne subalterne Gottheiten, die adressiert wurden, weil diese die Ministerien des spirituellen Reiches leiteten. Die Zusammenlegung des Götterorganigramms in einem einzigen Chef, dem Übervater aller, ist eine Spezialität der Juden. Monotheismus war als Idee aber auch Nichtjuden einleuchtend. Das Vorhandensein von kleinen Göttern schliesst die Anwesenheit eines allumfassenden Übergottes nicht aus. Speziell war

bei Juden nur, dass sie die Göttermittelschicht nicht akzeptierten und nicht tolerierten, und nichts neben ihrem einen Gott duldeten. Alle anderen Idole waren zu blossen Götzen degradierten, also zu Gefährten und Verbündeten des Bösen. Für religiöse, kompromissbereite Pragmatiker blieb der eine, umfassende Gott einfach der, der stets etwas eifersüchtig und zornig oberhalb der Vielzahl von mediokren Junggöttern thront. Dies war mit der weit verbreiteten Vodoomentalität in den mischfreudigen Volksseelen vereinbar. Die Schwierigkeit des Wahrheitssuchers bestand lediglich darin, dass er fast jeden Glauben und Aberglauben annehmen konnte, fast alles werden konnte, nur nicht Jude. Jude musste man sein. Wegen den Mitochondrien der jüdischen Urmütter, von Geburt aus, als Ast an einem schicksalsgegebenen, völlig unbestechlichen Stammbaum. Genau das haben die Christen geändert. Sie haben das Judentum massentauglich und wählbar gemacht.

Von da an konnte man endlich missionieren! Apostel wurden zu Missionaren ernannt, die in alle Welt geschickt wurden, um Willige zum neuen Breitenjudentum zu taufen. Ein quasijüdisches, spirituelles Betriebssystem konnte nun auf Wunsch in durstige Seelen hochgeladen, und Seelenheil, wenn nötig, auch per Befehl und mit Zwang eingepflegt werden.

Noch ein Wort zur angeblichen Toleranz und zum friedlichen Zusammensein der Religionen. Gerne wird dafür die Eintracht der Juden, Christen und Muslims in Al-Andalus angeführt, dem Emirat und Kailfat von Cordoba in Spanien zwischen 700 und 1037 nach Christus. Nichts davon ist wahr. Unter der Herrschaft der Muslime galten Christen und Juden als Schutzbefohlene (Dhimma) und mussten die Dschizya bezahlen, eine Heidensteuer. Ausserdem wurden Judenprogrome durchgeführt und tausende christlicher Frauen und Kinder versklavt.

Religionen sind bis heute die grausamsten Menschenfresser dieses Planeten. Mit nichts kann man den Homo sapiens rascher und radikaler zu einer fanatischen Kriegsgurgel machen als mit dem Glauben an Dinge, die man nicht beweisen kann.

Es gibt kein Recht an etwas zu glauben.

Nie entsteht ein Recht aus dem Glauben.

Die Religionsfreiheit ist kein Recht, an irgend etwas beliebiges glauben zu dürfen, und alles, was man glaubt für richtig und rechtsverbindlich für alle zu halten, sondern ein Gebot sich von religiöser Rechthaberei zu befreien.

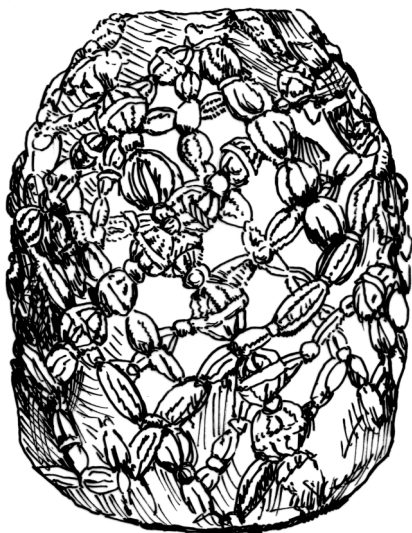
An Artemis oder Maria kann man nicht glauben. Dieser Glaube ist bloss eine Behauptung, von der man selber gar nicht sagen kann, was man damit eigentlich meint.

Matriarchal, patriarchal, egal. Es gibt heute viele Stimmen, die Einteilungen in mutterrechtliche und vaterrechtliche Systeme und ihre kulturellen Implikationen grundsätzlich in Frage stellen. Ob matriarchale afrikanische Ethnien unter christlichen Missionaren noch matriarchal sind? Ausser Frage hingegen steht, dass, in frühen Gesellschaften von Kindern nur mit Sicherheit bekannt war, wer die Mutter ist und daher Mutterrecht und Urreligion auf diesem Geburtsfakt gründete.

Mutterrecht hat jedoch noch einen überraschenden biologischen Hintergrund. Die Mitochondrien in allen Körperzellen aller Menschen stammen immer nur von ihren Müttern. Nie von einem Mann. Nie vom Vater. Die mitochondriale DNA wird nur von der Eizelle an das neue Embryo weitergegeben. Die Spermie des Mannes liefert lediglich einen Zellkern, der mit dem Zellkern der Eizelle der Frau verschmilzt. Die zur Geisselbewegung benötigte Energie der Spermien stammt von Mitochondrien, die nicht in die Eizelle gelangen, oder, wenn doch, als Abfall vernichtet und entsorgt werden.

Nicht nur der Nabel jedes Menschen stammt also immer nur von einer Verbindung zur Mutter, sondern auch die Kraftwerke in allen Körperzellen, die Mitochondrien. Daher basteln Genetiker derzeit in ihren Labors bereits an Kindern mit drei Eltern, wie es reisserisch heisst. Gemeint

ist damit, dass bei einer In-Vitro-Befruchtung die Eizelle mit den Mitochondrien von einer Frau stammt, der Zellkern der Eizelle von einer zweiten Frau und dann der Zellkern aus dem Spermium des Mannes befruchtend dazu kommt. Ein solches Kind hat zwei Mütter und einen Vater. Das zellenergetische Betriebssystem jedes Menschen ist aber immer hundert Prozent mütterlich.



*Kopie des Omphalos von Delphi. Der Nabelstein befand sich im Adyton, dem unzugänglichen Allerheiligsten des Apolltempels von Delphi. Legenden sagen, dass der Gott Apoll seine Orakelsprüche durch den Mund der Pythia aus dem Omphalos geäussert habe. Der Stein soll innen hohl gewesen sein. Das Netz, in Form einer Wollgirlande, bändige die Erdkräfte der Erdschlange Python. Der christliche, oströmische Kaiser Theodosius verbat 495 das Orakel von Delphi und liess den Tempel zerstören. In antiken griechischen Quellen ist auch die Rede davon, dass Bienen den ersten Tempel in Delphi erbaut hätten. Daher sehen viele den Omphalos als Bienenstock.*

Der Omphalos, der Nabel der Welt, weist also immer zur Mutter, zu Artemis. Daher kann man den berühmten Grundstein der antiken griechischen Welt, den Omphalos in Delphi, nicht nur als männlichen Phallus sehen, sondern darunter einen Bienenstock erkennen, was Omphalos ja eigentlich heisst: Om, summend. Phalos, Pfahl. Summender Pfahl. Die sogenannten Girlanden über dem Omphalos wären damit keine Girlanden, kein Jagdnetz sondern es sind stilisierte Bienen auf ihrem Bienenstock. Spannend sind solche Geschichten nicht, um sich in rechtshaberischen Streitereien und Urteilen zu verlieren, sondern um Wahrheit in der Vielschichtigkeit zu empfinden.



*Eine Tetrachmenmünze mit Apoll, der auf dem Omphalos sitzt und seinen Pfeil prüft, ca. 300 v. Chr.*



*Eine Didrachmenmünze mit Artemis, einem Hirschprotom und einer Biene, dem Wappentier von Ephesos, ca. 300 v. Chr.*

Nun sehen wir vielleicht auch die Statue der Artemis ephesos in einem etwas anderen Licht (siehe Illustration Seite 199). Die vielen "Brüste" der Artemis sind weder Brüste noch Stierhoden, sondern ursprünglich Jungfernzellen der Hummeln, der Erdbienen, die man der Göttin opferte. Das macht Sinn, denn Artemis ist die Urmutter, die jungfräuliche Bienenkönigin und die Biene Schutztier von Ephesus, wo sich das Artemision befand. Ausserdem heissen jungfräuliche Artemis-Priesterinnen Melissa, Honigbienen.

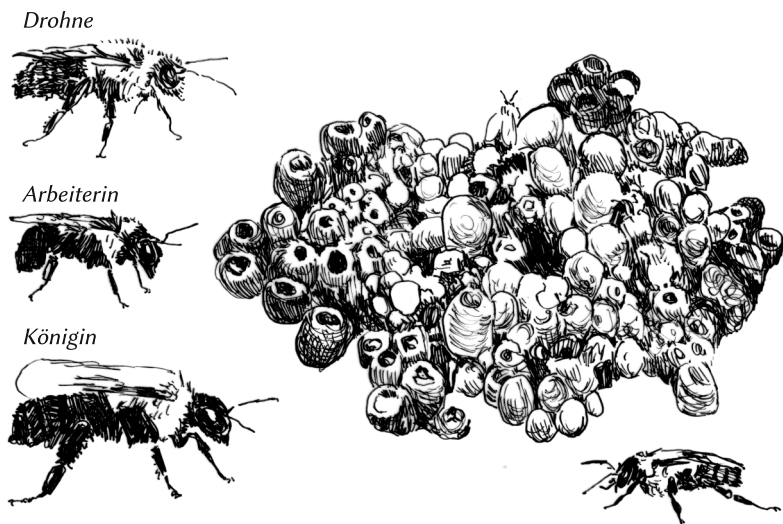


Illustration des Nestes der Erdhummel, *Bombus impatiens*. Die grossen eiförmigen Zellen sind die Wiegen der neuen Königinnen. Andere töpchenartige Zellen sind mit Honig oder Larven gefüllt.

## HANS IN EPHEOS

*Jesus war nicht im Kirchenchor*

Johannes wurde nach Ephesos geschickt. Oder, er hatte sich für seine Mission diese urbane Herausforderung selber gewählt. Ephesos ist nur vordergründig ein hartes Pflaster für einen Sektenbruder, der eine neue Gemeinde gründen will. Die Stadt ist eine der grössten der damaligen Welt, urbanes Paradies, Handelsmetropole Kleinasiens und schon seit Jahrhunderten Weltzentrum der Verehrung der Göttin Artemis, Sitz des berühmten, siebten antiken Weltwunders, des Artemisions, eine mehrere Hektaren umfassende, prunkvolle Tempelanlage für die weibliche Hauptgöttin der Griechen. In Ephesos gab es mächtige Glaubens-Konkurrenz für den Sektenbruder Johannes, Artemis gut installiert, etabliert, profitabel. Gott war in dieser Hinsicht nicht sehr gnädig mit Johannes. Dabei heisst doch sein Name: Gott ist gnädig. 'Joh' ist eine Abkürzung für Jehova = der Herr und 'Hannan' ist das hebräische Wort für Gnade, das auch im Namen Anna vorkommt. Hans ist eine deutsche Verkürzung für Johannes.

In Ephesos gab es viel Geld, also auch eine finanzielle Basis, wenn man zahlungskräftige Klientel an Bord hie-

ven kann. Man fischt und missioniert ja nicht in Unterhinterupfikon, sondern da, wo die grosse Kohle und die fetten Fische hocken. Hans sucht sein Glück in der Hauptstadt der römischen Provinz Asia, im Glanzmoloch Ephesos. Es ist da bequem und modern und sehr urban. Man muss nicht auf dem Feld arbeiten, um zu überleben. Es gibt öffentliche Toiletten, Theater, jede Ware, die man sich wünscht, Freudenhäuser und Bibliotheken. Man hat Freunde mit schmucken Häusern, luvuriöse Märkte, ein vitaminreiches Auskommen und freie Unterkunft als eloquenter Wanderprediger, wenn man es schafft, ein paar Glaubenbrüder in der Midlifecrisis zu rekrutieren. Sicher wurde der mutmassliche Jesusjünger Hans eingeladen von reichen, reformierten Juden, die schon von der neuen liberalen Bewegung aus Jerusalem gehört hatten. Ob Johannes bei seiner Mission Impossible in Ephesos geschickt vorging, kann man nicht mit Sicherheit sagen, allerdings scheint es offensichtlich Probleme zu geben, denn ohne Grund wird man ihn um das Jahr 90 nicht ins Exil und zur Strafe nach Patmos geschickt haben für die Dauer eines Jahres. Wenn es denn stimmt, was in der Bibel steht.

Die Sekte der neuartigen Freijuden, diejenigen ohne jüdische Mitochondrien, ist in Ephesos gewiss nicht nur auf Gegenliebe gestossen. Es gab da eine ansehnliche und ins

Gesellschafts- und Geschäftsleben integrierte jüdische Gemeinde, zehntausende Pilger und die Massen von Theaterbesuchern, die in das Artemision strömten und ins Theater mit 24'000 Sitzplätzen und sich da unterhielten und genüsslich abopferten. Ausserdem regierten die Römer in der Stadt. Kaiser Domitian liess sich an der Prachtstrasse einen eigenen Huldigungstempel bauen, auf welchem er zu oberst über allen anderen trohnte, während die olympischen Götter mit den zweitrangigen Plätzen auf den unteren Säulenbekränzungen Vorlieb nehmen mussten. Das störte nicht mal die Verehrer von Artemis. Die rebellische Sekte der Neojuden hingegen war schon bald mit ihrem besserwisserischen, radikalen Gehabe negativ aufgefallen. Man kann es nur ahnen, wenn man die Texte der Apokalypse liest mit dem Hintergrund des eingesottenen Missionarstriebs, den Hans in Ephesos an den Tag legte, um Anhänger für seinen neuen Jesuskult zu rekrutieren und einen ersten folgsamen Klerusapparat der neuen jüdischen Sekte aus der Taufe zu heben. Neben Ephesos war Johannes offenbar auch für andere Gemeinden zuständig, weshalb er aus seinem Exil Sendbriefe an diese Gemeinden sandte. Wir dürfen annehmen, dass die angesprochenen Gemeinden in Smyrna, Pergamon schon den Charakter von organisierten Gruppen hatten. Irgendwohin muss man die in Patmos diktierten Briefe doch senden. Johannes hat-

te in Ephesos Verbindungsleute, Glaubenskämpfer, an die er sich wenden konnte. Wobei man nicht vergessen darf: Es war nicht Johannes, der diese Sendbriefe schrieb, sondern Jesus hatt sie ihm diktierte, wie es eindeutig am Anfang der Apokalypse heisst. Johannes hat diese Worte nur von Jesus empfangen und via Prochoros, der alles aufschrieb, weiter geleitete.

### Sendbrief an die Epheser

*Du hast ausgeharrt und um meines Namens willen Schweres ertragen und bist nicht müde geworden. Ich werfe dir aber vor, dass du deine erste Liebe verlassen hast. Bedenke, aus welcher Höhe du gefallen bist. Kehr zurück zu deinen ersten Werken! Wenn du nicht umkehrst, werde ich kommen und deinen Leuchter von seiner Stelle wegrücken. Doch für dich spricht: Du verabscheust das Treiben der Nikolaiten, das auch ich verabscheue.*

Nun waren also viele Nichtjuden Wahljuden geworden. Und schon waren sie in blutigste Auseinandersetzungen mit Sekten und Gemässigten (wie den Nikolaiten in Ephesos) verstrickt. Die hetzerischen und aufwieglerischen Sendbriefe aus Patmos wurden in den johannitischen Christenzentren fleissig kopiert und rezitiert. So begann schon früh die systemische Selbstzerfleischung der Möchtegernjuden, die sich um bekehrungswillige Heilssucher stritten, die sie

gewinnbringend taufen wollten, um soldatische Gefolgsleute um sich zu scharen und weltliche Macht und Geltung zu erringen. Für solche Glaubenskrieger war Ephesus ein vermintes Terrain, weil Missionierung, Bekehrung, Götterlästerung und Wahlreligion etwas verdächtig Umstürzlerisches bedeuteten. Der religiöse Burgfrieden der mächtigen Römer und Griechen mit den Juden, die sich arrangiert hatten, war gebrochen. Das soziale Klima wurde vergiftet und Unruhe gestiftet, was das Geschäft störte. Den Römern war im Grunde genommen egal, wer an was glaubte, solange ihr Steuerkässeli klingelte und ihr Machtanspruch nicht in Frage gestellt wurde. Neoliberal würde man dem heute wohl sagen.

Wie schon erwähnt, hiess die neue jüdische Sekte, die sich um die matriarchale Glaubenserbfolge foutierte, noch nicht christlich. Es war einfach eine deviate jüdische Sekte, die von orthodoxen Juden nicht anerkannt war, weshalb Johannes gegen die 'Synagoge des Satans' wetterte. Sicher gab es auch Juden, die sich der neuen Bewegung anschlossen, solche nämlich die für eine Reform des Judentums und für eine Rückkehr zu spirituellen Idealen eintraten. Seit der Eroberung Jerusalems und der Zerstörung des Tempels um 70, sowie der Einsetzung der romtreuen jüdischen Königsmarionette, Herodes, war vielen Juden

die Tragik der anpässlerischen Verweltlichung des Judentums bewusst geworden. Ihnen kam dieser Jesus gerade recht, der die Juden auf den Weg der Spiritualität und der Liebe und Empathie zurückführen wollte. Das waren Töne, die im politisierten Flügel des Judentums selten geworden waren. Nach Auslegung des amtierenden Pharisäerkerlers verlangte der grosse Vater des jüdischen Volkes eiserne Disziplin, Folgsamkeit, Unterwerfung, Akzeptanz der weltlichen Autoritäten und der spirituellen Autoritäten der Pharisäer und ihrer sophistischen Interpretationen der Tora, der heiligen Schrift, der Worte Gottes und der mosaischen Gebote.

In den Augen vieler Juden ist der Mensch schuldig von Geburt an, wegen der Erbsünde seiner Ureltern Adam und Eva, die aus dem Paradies vertrieben wurden wegen Ungehorsam. Der Mensch schuldet deshalb dem Schöpfergott etwas, und dem König auch. Da können beide günstig ansetzen für seine Einschüchterung und Ausbeutung. Der Glaube hat einen Preis.

Das war bei Jesus anders. Die Schuld der Menschen ist in ihm aufgehoben. Die Menschenkinder sind ebenbürtig, im Ebenbild Gottes. Über alle Grenzen und Verschiedenheit hinweg sind sie alle Kinder Gottes. Alle. Ausserdem ist der Schöpfergott ihnen liebend verbunden. Er ist kein

strafender, zorniger, Choleriker, sonder ein liebender, verzeihender, eher mütterlich grossherziger, gütiger Gott, einer, der seine Kinder bedingungslos liebt, wie immer sie sind, selbst in der Sünde, auch die Feinde. Das waren andere Melodien, als man sie damals in den meisten jüdischen Synagoge hörte. Aber vergessen wir nicht. Jesus war selber tiefgläubiger Jude. Er sprach nie gegen die Tora. Er sprach nie davon, eine eigene Kirche gründen, eine Abspaltung vom Judentum machen zu wollen. Nein. Kein Wort davon. Zwar sprach er viel in der Formel: Früher sagte man dies, ich aber sage euch -..." was wie ein Widersprechen tönt. Im Grunde aber wollte er die versöhnlichen Kerngedanken des Judentums betonen, die er verinnerlicht hatte. Es gab innerhalb des Judentums eine Vielzahl von Rabbinerschulen, die solche versöhnliche Geschichten erzählten, und sich damit abhoben von strengen und intoleranten Disziplinpaukern.

Jesus war ein liberaler Jude. Er wollte eine liebende, empathische Haltung des Judentums in aller Welt verbreiten und sich nicht in geschlossenen geheimbündlerischen Zirkeln einsperren lassen. Er war eher, wie die chassidischen Juden, ein Bote von Menschlichkeit und Liebe, Vertreter eines integrierenden, den Dialog pflegenden, einladenden Judentums, nicht eines absondernd, ausgrenzenden, ausschliessenden, überheblichen.

Die Taufe von Nichtjuden war eine Provokation, die im Narrativ des Neuen Testaments bewusst übertrieben dargestellt wurde. Die Redaktoren des Bibelteams wollten sich durch die revolutionäre Attacke auf den physischen, mütterlichen Stammbaum des spirituellen jüdischen Volkes, ein marketingmässig wichtiges Alleinstellungsmerkmal geben: Wir sind die, die das Judentum On Demand einführen. Vielleicht geschah dies ursprünglich noch im Sinne der Nachfolge Christi, dem Kern der biblischen Nachricht. Dies änderte sich blitzschnell.

Masken fielen rasch. Die zuvor verfolgten und als Tierfutter in die Kolosseum geworfenen Christen, wurden über Nacht Mitglieder der offiziellen, römischen Staatsreligion, politisch, weltlich, materiell mächtig und mutierten innerhalb von nur einer Generation selber zu gnadenlosen Verfolgern und Mördern von Häretikern und andersgläubigen Brüdern und Schwestern. Das protzige, neureiche und kitschige Gebastel von Kirche und Päpsten mündete zwangsläufig in die fatale Dynamik der Bemächtigung der Liebesbotschaft Jesus durch weltliche klerikale Instanzen und deren übelste Negierungen und Pervertierungen eigener Fundamente, wie Eugen Drewermann sehr treffend in seiner 'Kriminalgeschichte des Christentums' darlegt. Es geht, wie er betont, im Christentum nicht um die Kirche. Es geht

um die Nachfolge Christi. Um nichts anderes. Das Christentum ist nicht als Religion gedacht, und nicht als Kirche, sondern als Zeugnis des Lebensweges liebender Menschen. Davon merkt man in der Apokalypse Null und nichts.

Was bei allem weltlichen Erfolg des Christentums spirituell zu kurz kam, war die psychotherapeutische Begleitung des tiefsitzenden Minderwertigkeitskomplexes, dass man als Christ sich zwar auf das Fundament der Juden stützt, aber selber nie Jude sein kann. Also zeigten sich bald Symptome dieses psychischen Leidens. Christen begannen die echten Juden, die ihnen im Licht standen, zu diffamieren und aus dem Weg zu räumen. Schliesslich wurden sie so arrogant zu behaupten, sie müssten den Juden die Bedeutung ihrer Tora erklären, weil das Judenvolk angeblich zu dumm sei, um die Message Gottes, die sie erhalten hatten, zu verstehen.

Päpste und klerikale Apparatschiks begannen zu insistieren, dass sie als christliche Machthaber die einzig richtige und einzig gültige Auslegung kennen und die Deutungshoheit der Bibel haben. Für Juden war diese Behauptung die grösste Sünde wider den Heiligen Geist, Todsünde. Denn nur das Erzböse will die Worte Gottes in der Tora ihrer interpretatorischen Offenheit berauben und damit die Freiheit des Menschen gegenüber Gott entwerten.

Die sakrale Kunstsprache des Hebräischen beruht darauf, dass in der Schrift nur Konsonanten geschrieben werden dürfen, um den lesenden Menschen die maximale Freiheit vor dem Wort Gottes zu geben. Jeder kann in der Begegnung mit dem Wort Gottes seine eigenen Vokale, seinen eigenen, klingenden Lebensatem in die heilige Konsonantenschrift der Tora hinein geben und damit in direkten, lebendigen Dialog mit Gott treten.

In vielen Kulturen, nicht nur in der hebräischen, bestand und besteht bis heute eine heilige Scheu, Erzählungen und Überlieferungen in Schriftform fest zu halten. Man entreisst sie mit der Fixierung ihrer unmittelbaren Wirkung in der Gegenwart zwischenmenschlicher Begegnungen, wo sie im lebendigen Zusammensein des Gesprächs aufbewahrt sind. Mit der Sesshaftigkeit und Urbanisierung der Sprache in der Schrift, verloren Erzählungen ihre Gegenwart im lebendigen Menschen. Das wurde früher sehr ernst und schaurig empfunden. Heute ist es schwierig sich das vorzustellen. Der Dialog ging verloren. Schrift ist monologisch. Einer schreibt, einer liest.

Die Schrift der Thora ist so konstruiert, dass sie vieldeutig und offen bleibt für unterschiedliche Vokale, die der Le-

sende hinzu gibt. Ein Dialog entsteht. Diese Besonderheit geht bei Übersetzungen verloren. Die Vieldeutigkeit des Hebräischen ist nicht übersetzbar, weder ins Griechische, noch Lateinische, noch Deutsche. Die meisten Schriften sind eindeutig in der Wortwahl. Sie enthalten Vokale. Ohne Eindeutigkeit der Schrift kann es keine Wissenschaft geben. Wenn die Zahl Zwei, wie im Tora-Hebräischen, zugleich Haus heissen kann und der Buchstabe B ist, wird es schwierig mit Mathematik und berechnender Logik. Fragestellungen können dann nicht mit einer einfachen Lösung abgespiesen werden, sondern führen in ein Gespräch, in eine Erzählung.

Mit jedem Wort der Thora können viele verschiedene Wörter gebildet werden. In der Theologie der Christen wird diese bewusste Vieldeutigkeit des Thorahebräisch bis heute renitent ignoriert, vernachlässigt, verschwiegen. Die meisten Pfaffen haben keine Ahnung von der Offenheit der Thora. Sie haben keine Ahnung, dass sie in ihrem "Alten Testament" eine Übersetzung lesen, die eine anmassende interpretatorische Rechthaberei und Bössartigkeit bedeutet, und gegen die Offenheit der Worte Gottes verstösst, als die die Juden ihre heilige Schrift wahrnehmen.

Mit der Vokaloffenheit der heiligen, hebräischen Konsonantenschrift wurde ein immenser Reichtum, die Fantasie jüdischer Auslegungen und die wunderbare Erzähl-

kunst jüdischer Autoren begünstigt und gefördert. Um nur ein Beispiel zu geben unter den vielen, die ich aus Vorträgen von Friedrich Weinreb (1910 - 1988) erfahren durfte, der lange Jahre in Zürich Vorträge hielt und viele Bücher geschrieben hat, erinnere ich mich an dieses: Das Wort, das man im Hebräischen *mdbr* schreibt, kann man unter anderem als *Midbar* lesen oder als *medaber*. *Midbar* heisst Wüste, *medaber* heisst, ins Gespräch gehen, im Sinne von beten. Wenn Luther übersetzt, dass der Prophet in die Wüste ging, hätte er genauso gut übersetzen können: Er ging ins Gespräch, gemeint ist vielleicht dann beten, ins Gespräch mit Gott gehen. Die Festlegung auf die Aussage: "Der Prophet ging in die Wüste" ist eine anmassende, verkürzende Willkür. Kaum ein Theologe und Pfaffe interessiert sich allerdings für solche "Spitzfindigkeiten".

Horchen wir dem Wort *Patmos* nach. Woher kommt und was bedeutet diese Benennung der Insel, die in der Antike *Letoi* hiess? Dazu gibt es eine grosse Zahl von Hypothesen. Eine besagt, dass *Patmos* von *Latmos* abgeleitet sei. das ist ein hoher Berg unweit von Ephesos, auf welchem ein Artemistempel stand. Ausserdem befand sich dort eine Höhle. Und der Link zu *Patmos* könnte sein, dass der schöne Hirte *Endymion*, in den sich die Mondgöttin *Selene* verliebt hatte, in einer Höhle in ewigen Schlaf versetzt wurde,

um ihn unsterblich zu machen. Dort besucht Selene ihn ihn jeden Tag und hat mit ihm 50 Kinder.

Weiter wird im Wort Patmos die Verbindung angestossen mit dem biblischen Propheten Elija, der gemäss Könige 19.9, in einer Höhle auf dem Berg Horeb das Wort Gottes empfangen hatte.

Weiter heisst es, Patmos könnte von Patan herkommen, einem jüdischen Verb, das soviel wie niedertrampeln und im übertragenen Sinne Weg heisst, als das Niedergetrampelte, geschrieben PTN. Dasselbe Wort kann aber auch Schlange heissen, Peten, worin auch Python anklingt.

Oder man hört darin das griechische Wort Pathne, was Krippe bedeutet, also Futtertrog für Tiere, worin Jesus in Betlehem lag. Wer will jetzt in dieser Frage, was Patmos bedeutet, recht haben, wenn es nichts zu wissen, aber viel zu erzählen gibt?

Im biblischen Hebräisch gibt es, um dieses Thema noch ein Wegstück weiter zu gehen, keine Zeitformen von Verben. Es gibt keine Vergangenheits- und Zukunftsformen der Verben. Alles ist Gegenwart. Hingegen existieren zwei Bezeichnungen für Objekte, nämlich eine für die Anwesenheit eines Gegenstandes und eine für die Verborgenheit des Gegenstandes. Es heisst in der Tora nicht: "Gott

sprach: Es werde Licht und es wurde Licht." Es gibt im Hebräischen die Vergangenheitsform "sprach" nicht. Es gibt auch kein Wort für "werden". Auch nicht für "wurde". In der Tora heisst es in etwa: "Gott spricht Licht, Licht." Wo bei das erste Wort "Licht" in der Verborgenheitsform geschrieben ist und das zweite Wort für Licht in der Erscheinungsform. Etwas kontextgetreuer könnte man die Stelle der Tora so übersetzen: "Gott spricht das Licht im Verborgenen an und indem er das Wort Licht ausspricht erscheint Licht." Dies illustriert die ursprüngliche Idee der Tora, dass die Welt aus dem Wort Gottes entstanden ist. Der Schöpfer arbeitet bei der Herstellung der Welt nicht mit der Schaufel, dem Bagger und dem Reagenzglas, sondern mit der Sprache, mit dem Wort als Werkzeug. Das ist das spirituelle Habitat der Juden. Sie sind diejenigen, die das Wort Gottes bewohnen

In diesem Sinne sind wir alle, in diesem Buch, auch in profanen Texten mit eindeutigen Vokalen, Wortbewohner. Wir sind im schriftlichen Zusammensein auf gegenseitiges Wohlwollen angewiesen. Heilig und lebendig wirksam wird eine Schrift nur, indem der Leser sich frei, und auf Augenhöhe mit dem Autor, in sie hinein gibt.

## DIE ZIEGEN – TEIL 6

*Die Almluft bringt neuen Schwung  
in die Kuhglocken.*

Fragment 7 der Komödie "Die Ziegen" von Aristophanes, Entstanden um 380 vor Christus. Der Text wurde gefunden als Palimpsest auf einem Stück halbabgeschabtem Pergament, das für den Rückeneinband eines Kodex verwendet wurde.

Amaltheios: Ziegen! Alle herhören!

Ziegenchor: Wir hören, Oh grosser Amaltheios, weit-sichtiger Führer der Ziegeheit. Ein Mek auf unseren Oberzieger. Mek Mek. Mek Mek.

Amaltheios: Könnt ihr Schwimmen?

Ziegenchor: Wir haben es noch nicht versucht.

Amaltheios: Warum nicht? Wir können ja einfach auf eine andere Insel schwimmen. Ist doch keine Sache.

Ziegenchor: Es wäre einfacher, und weniger anstren-gend, und sicherer wegen den Haifischen,

wenn die Insel uns hinüber schwimmen könnte. Theoretisch müsste es gehen, wenn wir uns alle ans Ufer stellen mit Rudern und alle in die selbe Richtung rudern. ....

Hier fehlt eine Textstück

... nicht bewegt. Es ist also besser wenn wir ein Schiff bauen. Nur leider hat es hier kein Holz mehr, weil es keine Bäume gibt, weil wir alle abgefressen haben ....

Hier fehlt ein Textstück

.... nicht verzagen, dann entern wir im Hafen von Skala ein Kreuzfahrtschiff und fahren damit zu einer Insel, wo es Futter im Überfluss .....

Hier fehlt ein Textstück

.... toll. Von dieser hirnrissigen Idee leben wir wieder eine Woche.

*Der Schweiss rann den Mönchen  
über die Ohren hinunter.*

Die Knochen des Heiligen Christodoulos Latrinos liegen in einem silberenen Kästchen neben der staubigen Vitrine mit dem Schädel von Apostel Thomas in einer wehrauchigen Kapellnische des Johannesklosters in Patmos. Der orthodoxe Mönch Christodoulos, was soviel bedeutet wie Knecht, oder Sklave Christi, hat die Statue der skythischen Artemis in Patmos zerstört. Er selber, eigenhändig, wie er stolz berichtet. Das war im Jahre 1088. Die Insel war damals menschenleer. Wäre der Tempel der Artemis noch in Betrieb gewesen, hätte man die Zerstörung der berühmten Statue wohl kaum ohne Widerstand hingenommen. Was für eine feige Heldentat!

Wenn man im Mittelmeerraum nachfragt - nehmen sie irgendeine Stadt, die zwischen 536 und ca. 600 existiert hat und dann verschwand - werden sie hören: Die Piraten waren das Problem. Und die Völkerwanderung. Beides halte ich für dumm, evidenzwidrig und irreführend.

Es sind Produkte eines korrupten Narrativs von Historie, die den wichtigsten Impuls der Menschheitsgeschichte in den vergangenen 3000 Jahren bewusst ignoriert: Die Phase der fürchterlichen Vulkanausbrüche und Erdbebenstürme, die 536 begannen und erst gegen 600 endeten. Was diese Verwüstungen zurückgelassen haben, kann man sich nicht trist genug ausmalen: Überall Ruinen von einst stolzen Städten. Wo noch etwas stand, waren Städte unbewohnbar, wegen dem Gestank der Kadaver der Verhungerten. Krankheiten brachen aus wegen der Schwächung der menschlichen Bevölkerung. Eine weitere Phase der technoziden Urbanisierung lag in Schutt und Asche.

Man nimmt an, dass in den Jahrzehnten ab 536 rund drei Viertel der gesamten Weltbevölkerung starben. Die Ägäis war eine Ansammlung von Trümmerhaufen und Geisterstädten geworden. Das wird nirgend erwähnt in unseren Geschichtsbüchern. Jedenfalls habe ich das verpasst und die meisten, die ich dazu befragt habe, ebenfalls. Wir haben mehr als genug von den kriegsgeilen Römern gehört, von den Soldatenasketen der Spartaner, den baumstämmigen Germanen und den hellebardigen Urschweizern, ihren halbledrigen, oder federgeschmückten und stierhörigen Feldherren, den hundert Prozent natürlich abbaubaren Bio-Fairtrade Schlachten, von behelmtten Griechenhelden, ihren Seescharmützel und erschöpften Marathonläufern,

vom Eroberungsathleten Alexander dem Grossen, den gut organisationsmumifizierten Ägyptern, loorbeerbekränzten Cäsaren und so weiter. Aber das Narrativ von Selbstbejubelungen und Heldentaten verstummt jäh im Jahr 536. Seltsam. Nicht wahr? Wo sind denn da plötzlich die grossen Klappen und Kriegshymnendichter geblieben?

Das Jahr 536 nach Christus ist nach Meinung vieler namhafter Wissenschaftler das schlimmste Jahr der Menschheitsgeschichte seit 3000 Jahren. 18 Monate lang blieb der Himmel wegen Vulkanausbrüchen verfinstert. Spuren davon finden sich sogar im Schweizer Gletschereis. Tage waren Vollmondnächte. Komplettausfall der Landwirtschaft, Hunger, Epidemien, Stadtflucht, Ende der Antike. Das Dark Age begann. In den folgenden Jahrzehnten folgten weitere Wellen von schwersten Erdbeben, Tsunamis. Kein Stein blieb auf dem anderen. Heute überklebt man diese peinlichen Löcher im Narrativ von heldenhaften Kriegsgeschichten der Menschheit mit lächerlichen Piratenmärchen und schwurbeligen Völkerwanderungsfantasien. Man verwechselt Ursachen und Folgen.

Bei den "Piraten", die in Wirklichkeit vermutlich eher seefahrende Flüchtlinge oder Auswanderer waren, ist es so, dass sie damals Unterkunft und Beute fanden in den Ruinen verlassener und ausgestorbener Städte. Das waren

keine Piraten, so wie wir sie kennen, keine abenteuerlichen, selbstgerechten, kriminellen und aufmüpfigen Haufen von Testosteronmachos, sowenig es sich um Piraten handelte bei den sogenannten 'Sea People', die angeblich die Bronzezeit beendet haben. Es waren Menschen auf der Flucht. Die sogenannte "Völkerwanderung", eine Wortkreation des ausgehenden 18. Jahrhunderts, war eine Folge des vollständigen urbanen Untergangs und eine Folge davon, dass fruchtbare Landschaften weitgehend unbebaut, frei gefegt und entvölkert waren. Die Völkerwanderung war eine Folge des Untergangs, nicht seine Ursache. Riesige Landstriche mit bestem Boden lagen brach und verwilderten. Da öffneten sich Räume für Stämme, die in ungünstigeren Gegenden wohnten, aber, weil sie nicht von Landwirtschaft so stark abhängig und weniger dezimiert waren als Bauern und Städter. Slawen rückten westwärts und südwärts in die unbenutzten, fertilen Landwirtschaftszonen vor, Goten, Germanen. Das Land war gratis zu haben, Armeen zerfallen, staatliche Strukturen, um Schutzwälle aufrecht zu erhalten und Gebiete zu verteidigen ebenfalls. Gold war gratis, Brot unbezahlbar.

Dasselbe in der Ägäis. Viele Inseln waren ohne eine Menschenseele, wie gemacht für kampflose Einnahmen und friedliche Plünderungen, weil sich da niemand wehrte. Das waren Einbrüche in leere Häuser und ausgestorbe-

ne Dörfer, nicht Eroberungen, eher eine spezielle Form von Grabräuberei. Viele Siedlungen waren komplett im Meer versunken wie Pothia, die Hauptstadt von Kalymnos, fast alle Hafenstädte am Mittelmeer weggefegt, der Handel zusammengebrochen. Aber als Erklärung für das dunkle Mittelalter mussten "Piraten" hinhalten. Wie lächerlich! Ein Heldennarrativ von Macht und Gewalt bricht einfach zusammen und die wenigen Mächtigen, die glücklich überlebt hatten, verkrochen sich feige und peinlich verstummt in ihren schimmligen Führungsbunkern. Der Papst verlässt Konstantinopel. Die Hagia Sophia war teilweise eingestürzt. Beirut und Alexandria weggewaschen von gigantischen Tsunamis. Dies erklärt, weshalb es so viele Schutthalden antiker Stätten gibt. Sie wurden nicht von Baggern und Piraten geschleift. Sie wurden von Flutwellen des Meeres einfach überspült, zugeschüttet, begraben und vergessen.

Patmos war um 600 komplett zerstört. Nur einige Gebäude auf den höchstgelegenen Inselerhebungen überstanden. Chora, Kastelli, Prophet Ilias. Alles in Meeresnähe war von Flutwellen zermalmt. Damit zerfiel auch der griechische Kult und Christen konnten später leere Flächen einer verödeten Glaubenslandschaft übernehmen, am besten eben dort, wo es noch ein paar herumliegende Lego-

steine von früher gab, weil man damit Kirchen und Kreuzritterfestungen schneller errichten konnte. Personal fehlte für mühselige Steinklopferei. Die Menschen waren mindestens 200 Jahre ausschliesslich damit beschäftigt, zu überleben. Alle Energie wurde investiert, um nicht zu verhungern. Die Dummheit Kriege zu führen war bis 700 nicht finanzierbar, weil Soldaten fehlten und ihre Betriebsstoffe ebenfalls: Brot, Schnaps und funktionierende Landwirtschaften, die man plündern konnte. Selbst aufhetzerische Narrative waren verstummt. Die Vulkane hatten Kriegstreibern und Ausbeutungsstrategen die Fresse gestopft. Der Wiederaufbau erfolgte vom Nomadentum her und durch Neubesiedlungen.

In der Geschichtsschreibung heisst es viel später lapidar, dass Patmos im 7. Jahrhundert aufgegeben wurde wegen Überfällen von Arabern. Mit den neuen Glaubenskurrenten hatte man wohlfeile Schuldige ausgemacht, um die eigenen Gedankenlücken zuzupflastern. Aber, wenn es da etwas zu holen gab, fragt man sich, weshalb blieben denn die Araber nicht auf Patmos?

Bis 1088 war Patmos menschenleer. Der Mönch Christodoulos betrat eine unbewohnte Insel. Er hat sie vom byzantinischen Kaiser Alexios I. Komnenos (1081 - 1118) geschenkt erhalten, um in seinem Auftrag ein Kloster zu bauen,

weil sich da die Höhle von Johannes befindet. Es konnte doch nicht sein, dass der Ort der göttlichen Mitteilung der Apokalypse eine verwüstete Geröllhalde ohne Menschenseele ist.

Das Buch der Offenbarung war unter hunderten von Texten von einer klerikalen Chefredaktion ausgewählt worden, um den Schluss der Bibel zu krönen. Um dieses Narrativ zu stützen musste auf Patmos ein Pilgerzentrum errichtet werden. Das Wort 'Mönch' für Christodoulos zu verwenden, ist äusserst trügerisch. Man denkt dabei an einen in sich gekehrten, weltentrückten Einsiedler und Wahrheitssucher. Das war Christodoulos beileibe nicht. Ich würde ihn als einen klerikalen Agenten oder religiösen Söldnerführer bezeichnen. Er hatte einen Missionsauftrag. Patmos war strategisch interessant, wie heutige Militärstützpunkte. Zwar nicht ganz so wichtig wie Jerusalem. Aber ein bisschen. Der vatikanische Papst verkündete in dieser Zeit den Befehl Gottes zum ersten Kreuzzug. 1099 wurde Jerusalem von den Muslimen gesäubert. Man hatte wieder Ressourcen zu verschwenden für sinnlose Kriege. Die systemische Wohlstandsverwahrlosung und Selbstvernichtung hatte nach dem Break von 536 einen neuen Peak erreicht. Auch die nach dem Schisma von 1043 vom Vatikan entfremdeten Orthodoxen Christen, wollten bei der neuen Monopolyrunde mitzocken.

All dies ist, wenn wir unsere eigenen, niederen Instinkte kennen, teilweise verständlich. Aber woher kommt der unbändige Hass auf den Glauben der eigenen Vorfahren? Weshalb musste Christodoulos die Statue der Artemis einhändig zerstören? Warum darf nicht jedermann glauben, was er selber für wichtig und richtig hält? Wo es kein Recht gibt, etwas zu glauben, wie Heraklit sagte, kann es doch auch kein Unrecht geben, etwas nicht zu glauben. Wen stört es, wenn noch ein paar Griechen ihre Götter verehren? Ist es vielleicht, weil die Christen in einem Unfriendly Takeover die alten Stätten des Kultes übernehmen wollten, die damals brach lagen? Warum kommt nach der globalen Katastrophe des Jahres 536 und den Reihen von schwersten Erdbeben und Vulkanausbrüchen bis 600 ein solcher Marketing-Kleriker wie Christodoulos, der die alten Plakate runterreißt, um seine eigenen Botschaften hinzukleistern? Es gibt doch genug Hügel in Patmos, rund um den Hafen, die noch frei waren. Warum zerstört man wollüstig die Sandburgen der Früheren und Anderen? Das fördert doch nur endlosen Krieg und Feindseligkeiten, wie in Jerusalem.

Wäre es nicht dankbare Geschichte, zu respektieren und zu lieben, dass unsere Vorfahren den karneischen Apoll seit dorischen Zeiten, also 1000 vor Christus auf dem Kastelli von Patmos verehrt haben? Was sonst soll Ehrfurcht vor

den Eltern heissen und Zeugnis für die Herkunft ablegen? Auf dem Hügel fand man Spuren bronzezeitlicher Besiedelung, zurückgehend auf bis 1700 v. Chr, als die vorletzte Katastrophe die Ägäs verwüstet hatte. Der Ausbruch des Theravulkans und die Explosion der Insel Santorin bewirkten den Kollaps der bronzezeitlichen Handelsurbanisierung und besiegelten den Untergang der Minoer. An einem in Bimsgestein verschütteten Stamm eines Olivenbaumes konnten Wissenschaftler mit der Dendrochronologie den seismischen Event auf das Jahr 1600 vor Christus, plus minus 13 Jahre, datieren. Spuren davon finden sich im grönländischen Eis.

Obwohl damals viel geschrieben wurde, im Dreistromland, bei den Kretern, in Aegypten, hat man bisher keinen einzigen schriftlichen Hinweis auf diese globale Katastrophe gefunden. Zeitenwenden werde nicht dokumentiert, weil die Überlebenden Wichtigeres zu tun hatten, als Papyri mit Hieroglyphen voll zu kritzeln. Dasselbe Verstummen wie 536. Einschneidendes Geschehen ist in der Geschichtsschreibung spurlos.

Fürchterliche Schicksalsschläge hinterlassen hingegen Spuren in den Seelen der Menschen. Das uninterpretierbare und unvorhersehbare Schicksal stellt vieles radikal in Frage. Die Zukunft ist nicht unser Ding. Unheil wird als Vollstreckerin von Moralurteilen gedeutet und daher

läuten Krisen immer Bereinigungsphasen ein. Neue moralisch-religiöse Systeme entstehen aus Verunsicherungen. Alles hinterfragende Zweifel versuchen, das unfassbare Geschehen zu begründen und ideologisch nutzbar zu machen. Das Begründungsvakuum brachte im Falle des Great Reset von 536 unter anderem den Islam hervor. Mohammed ist ein Kind des kleinen Weltuntergangs. Er ist sozusagen aus der Asche der antiken Menschheit auferstanden; auch er wurde in einer Höhle von Gott angesprochen, wie Johannes. Die Narrative der Bibel und der Tora wurden im Koran fast wortwörtlich abgeschrieben, beide Quellen aber zugleich verachtet, indem man von Christen und Juden sagte, sie hätten ihre eigene Religion nicht verstanden, was für viele Grund genug war, Irrgläubige, ganz grundsätzlich alle anderen, abgrundtief zu verachten und bei Nichtkonvertierung zu massakrieren. Krieg und Gewalt sind Zeichen dafür, dass jemand meint das Recht zu haben, etwas zu glauben.

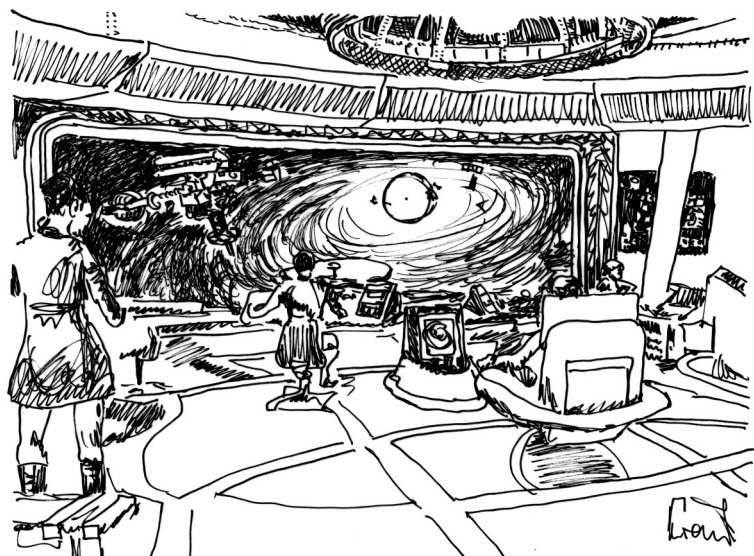
Es wiederholt sich im Islam das, was Christen sich zuvor schon angemast hatten, nämlich den Juden erklären zu wollen, wie sie ihr heiliges Buch, die Thora, zu verstehen haben und wer in seinem Glauben Recht hat. So haben Muslime Christen belehren wollen, wie es mit Gott und dem Gesetz geht, warum Jesus eventuell gar nicht gestorben und auch nicht auferstanden ist, dass die Kreuzigung also kein

Mord war, sondern vielleicht nur Show und Ablenkung, weil ein Narrativ gebraucht wurde, um das spirituelle Vakuum nach den desaströsen Krisen der Eroberung Jerusalems durch die Römer und nach der Zerstörung des Tempels zu nutzen, um die Sehnsucht der Menschen nach Frieden, Geborgenheit und Sicherheit auf die Öltrotten und Mühlen von Geld, Macht, Gewalt und Besserwisseri zu leiten.

Im Grunde sagen alle Religionen dasselbe: Unheil ist die Schuld der Menschen. Das ist der jämmerliche Umgang mit dem, was jenseits religiöser Kontrolle liegt, und in Angst und Aberglaube mündet, mit dem Ausruf:

“Wir müssen unbedingt die Kontrolle behalten! Sonst bricht die Panik aus, sonst wacht Pan wieder auf, die unberechenbare Wildheit. Das darf nicht sein! Wir brauchen Kontrolle. Die Technik hat uns versprochen, dass es geht, dass sie es kann, uns verbessern, optimieren, einen neuen Menschen erschaffen, der über dem Schicksal thront.“

*Urbanes Kontrollhabitat, dargestellt von der Schauspieltruppe von Raumschiff Enterprise (seit 1967). Realität findet auf Bildschirmen statt. Bis zur Apokalypse des Stromausfalls.*



## KARFREITAG

*Durch die heilige Messe wird die Zelebration abgeräuchert. Alle fühlen sich wohl, denn die Nüchternheit ist schon lange gewichen.*

Unheil mit Schuld zu verbinden ist ein diabolisches Konstrukt. Erklärungen von Unheil mit Schuld kriechen in jede Ritze unserer Unterhaltungsindustrie, unserer News-Kanäle und in jede Faser religiöser Dogmen. Weil du böse warst, kommst du in die Hölle. Weil du nicht aufgelesen hast, gibt es schlechtes Wetter. Weil du zu besoffen und schnell fährst, gibt es Unfälle. Weil der Politiker dies sagt, oder will, gibt es Krieg. Oder bei Johannes: Wenn du deinem Gott nicht gehorchst und dich nicht bekehrst, gibt es Erdbeben, Vulkanausbrüche, Blitz und Vernichtung. Man kreierte kausale Ketten von Unheil und Schuld. Von Weitem sieht es ein bisschen nach Logik und ein bisschen nach Wissenschaft aus, ein bisschen nach Astrologie, ein bisschen nach Politik, nach Recht, nach Religion, jedenfalls nach scheinbarer Erkenntnis von Zusammenhängen. Ein bisschen.

Der Mensch ist aber nicht schuld daran, dass es die Sintflut gab. Es ist ein infames Unrecht, sowas zu behaupten. Auch der Untergang der Antike in einer Kaskade von Erdbeben, Vulkanausbrüchen und Tsunamis ab 536 ist nicht erzeugt vom Menschen. Tod und Vernichtung sind nicht von Menschen gemacht. Der Mensch ist unschuldig. Der Begriff Schuld wird benutzt als symbolischer Kurzschluss, um Unerklärliches zu einem Gesetz zu machen. Man versucht das Böse, das einem widerfährt, logisch zu erklären mit eigener, oder fremder Schuld. Genau das IST das Böse. Frieden und Freiheit heisst, sich vom Bösen abzuwenden, kausale Erklärungen von Unheil von sich zu weisen und ihnen grundsätzlich zu misstrauen.

Zugegeben. Das soeben Formulierte stellt Wissenschaft, Geschichte, Religion, Recht und auch die Mathematik, das Urbild von Kausalität in Frage, aber auch Computerwelt, Künstliche Intelligenz, Alles ist Eins, oder Null, die Natur fest verdrahtet, mechanisch, Argumentationen berechenbar, gnadenlos, evidenzbasiert. Am Klima ist das Auto schuld. An Diabetes der Zucker. Am Ukrainekrieg Putin. An der Coronaverbreitung sind die Ungeimpften schuld. Es braucht Unheil, damit die Schulden und Schuldigen festgestellt werden können. All diese einfachen, logischen Rezepte sind fraglich: Ist das Böse nötig zum Guten? Heisst

das Medikament gegen Unheil Schuldzuweisung, Sündenbock; man lädt die vermeintliche und vermutete Schuld einem unschuldigen, wehrlosen Tier auf, bringt es um, bringt es als Opfer dar, und lullt sich in den beruhigenden Aberglauben ein, das Böse sei damit besiegt, wir auf der Seite des Guten, alles sei klar, offenbar, apokalyptisch sauber abgewickelt? Wirklich?

Wer heute nicht an das Böse glauben will, hat es schwer. Es scheint in der Welt, als ob der Durchbruch durch das Kausale nicht gilt, das, was man früher einmal als Gnade bezeichnet hat. Hoffnung ist für Blöde. Für alles Unheil muss ein Täter gefunden werden. Sonst kannst du Krimis vergessen. Es geht in solchen fabrizierten Geschichten ja nur darum, die Leser mit firlefanzigem Hin und Her zu verwirren und verängstigen, um sie dann zu beruhigen, dass der Täter gefunden, alles wieder in Ordnung, die Schuld gesühnt sei, der Unflat im Knast verrottet, oder erschossen wurde. Uff! Es ist nochmals gut gegangen.

Religiöse haben es einfach. Für alles, was sie nicht erklären können, haben sie irgend einen Gott zur Hand. Religion ist die perfekte Verschwörungstheorie. Denn Gott ist der grosse Abwesende. Wieso also soll gerade er, der gar nicht da ist, verantwortlich sein für Unheil, das da ist,

und dessen Ursache wir nicht kennen? Religionsschwurbler kümmern solche Einwände wenig. Sie palavern weiter von der Schuld des Menschen und dem Zorn Gottes zugleich, und von Erbsünde. Von wem aber haben wir diese Erbsünde geerbt? Vom Paradies? Ja klar, haben wir uns weit vorgewagt, als wir vom Baum der Kausalität gegessen haben, verhufts dessen Früchte man scheinbar selber unterscheiden kann zwischen Gut und Böse. Aber es ist weder der Apfel, weder die Schlange noch der Baum der Erkenntnis schuld, dass wir uns in die verführerische Kausalität und in die diabolische Spaltung zwischen Gut und Böse verwickelt und verstrickt haben.

Wir, du, ich, alle Menschen, haben zu diesem Apfel gegriffen. Er ist Teil unserer Nahrung. Er schmeckt uns irgendwie. Von allen anderen Früchten des Garten Edens hätten wir essen dürfen, nur nicht von diesen Äpfeln vom Baum der Erkenntnis. Weshalb stellt man denn diesen vermaledeiten Baum ausgerechnet vor uns hin? Wer war das? Wir sind, weiss Gott, ja nicht geboren zum Folgen und Gehorchen. Wir sind geboren in Freiheit, sogar das zu tun, was angeblich unser Schöpfer nicht will. Man könnte den Verdacht haben, dass dieser Gott, so wie Religiöse von ihm reden, uns, die Menschen, gar nicht will, nicht mag, nicht liebt, jedenfalls nicht so, wie wir sind. Der Gottvater braucht Kinderchen die ihm sklavisch folgen und gehorchen. Er ist

ein choleraischer Papi, der vor nichts mehr Angst hat, als dass wir erwachen und erwachsen werden und selber zu uns kommen.

Gott, der Verführer, sagt uns Menschen, wir sollen beten: Führe uns nicht in Versuchung. So plump und billig! Schuld ist er doch selber. Er hat uns versucht mit dem Baum der Erkenntnis. Ausserdem ist die Versuchung in der Freiheit inbegriffen. Das Leben ist unser Weg, wie wir mit unserer Freiheit umgehen. Allerdings ohne sie je zu erreichen. Wir werden nicht frei. Wir sind frei.

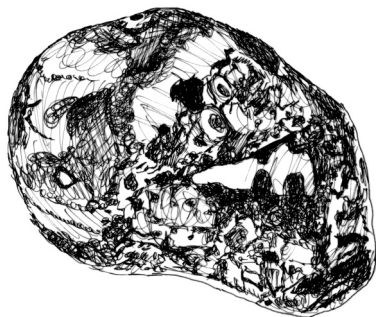
Es gibt keine Kausalität, keine Karriere und keinen Diplom-Zertifikats-Master-Bologna-Studiengang, um frei zu werden, noch eine erlernbare Technik, um uns zu erkennen. Wir sind es immer schon. Aber manchmal sehen wir es nicht. Wir verlassen uns. Wir werden auf Irrwege gelockt. Oder wir lassen uns unsere Freiheit ausreden vom grauen Star eines kuscheligen Sklavensystems, in dem wir uns schlafend und betäubt durch Bequemlichkeit und Ablenkungen eingerichtet haben. Der Mensch muss sich nicht selber überwinden. Er darf zu sich finden, und Glück finden, unterwegs, in Momenten der Befreiung aus der gnadenlosen Kausalität seines Daseins.

Reden wir noch von Krankheit: Heilung ist nicht Beseitigung oder Aufhebung von Schuld. Heilung liegt über allem Kausal - Medizinischen, nicht ausserhalb, nein, ober-

halb, oder um es herum, in der Aufhebung des Kausalen und damit in der Aufhebung von Schuld und Selbstverschuldung im Ganzen des Lebens.

Vielen ist dies zu kompliziert. Sie lösen das Problem der Freiheit, indem sie sagen: Es gibt keine. Kurzschluss der Seele. Schade. Sie setzt dann keine Energie mehr frei.

Es ist vielleicht sinnvoll, unser heiliges Problem der Freiheit nicht zu lösen, sondern es würdig zu ertragen und auszuhalten.



## BUCHUNG

*Die Besinnung ertränkt jeden Tropfen im Alkohol*

Das Fährticket für die Rückfahrt ist gebucht. Auch der Flug von Athen nach Zürich. Ich reserviere im Internet noch ein Hotel in Piräus und mache Online das Check-In. Die Bestätigungszettel hole ich an der Reception bei Jakobos ab, der sie für mich ausgedruckt hat. Jakovos sagt, er habe sich etwas überlegt. Wenn ich im November wieder käme, könne ich in einem grösseren Zimmer wohnen, mit einem Tisch zum arbeiten. Da könne ich das Bild malen. Und er fährt fort: "Wie Du weisst, Daniel, fahre ich im November nach Kreta wegen der Olivenenernte. Ich habe gedacht, dass ich Dich dahin mitnehme."

Mitnehmen hat er gesagt. I take you with me. Das gefällt mir. Und weiter: " Wir gehen mit meinem alten Jeep, mit der Fähre. Ich brauche die Karre, um zu unserem Dorf und zu unserem Haus in den Bergen zu gelangen. Ausserdem müssen wir etwa 400 Liter Olivenöl mitnehmen, die wir jedes Jahr in Patmos verbrauchen für unsere Familie, Freunde und Bekannte. Dann siehst du mal, wie das einfache Leben der Leute auf Kreta ist."

Ich freue mich darauf. Was für eine wunderbare Einladung. Ich bedanke mich und sage Jakobos, dass ich ihm am Abend meine Ideen unterbreite werden für die Gestaltung des Bildes. "Um 20 Uhr?" fragt Jakobos. Ja, 20 Uhr.

Eins ist klar. Über eigene Bilder kann ich malen, so wie ich meine Meinungen ändern kann. Aber ich kann nicht über das Bild eines anderen malen. Ich will nicht die Statue der Artemis zerstören und darauf mein Kloster errichten.

Jakobos erzählt von den Häusern in Kreta: Unten die Tiere, oben die Menschen. Wie im Tessin auf der Alp Cava. Genau gleich. Deshalb mag Jakobos auch nicht, wenn Hunde in den Häusern leben, oder Katzen. Hunde sind keine Freunde. Sagt er. Es sind Tiere. Man respektiert sie nicht, indem man so tut als seien es Menschen.

Dann erzählt Jakobos noch eine Geschichte von seinem Vater. Dieser hätte sehr gut mit Tieren umgehen können. Es war kein Problem, dass man Tiere trotzdem ass. Etwas zu lieben und es zu essen ist kein Gegensatz. Weshalb sagt man sonst: ich hab dich zum Fressen gern? Weshalb lieben es Mütter, ihre Babys zum Spass an den dicken, rosaroten Beinchen zu knabbern oder am Ohrchen?

Im Befreiungskrieg auf Kreta war der Vater von Jakovos als Soldat bei Versorgungstruppen eingeteilt. Er brachte Munition und Nachschub mit einem Pferd zu Truppen im unwegsamen Gelände. Es waren brutale Kämpfe gegen die Deutschen. Die Nazis massakrierten wahllos die Zivilbevölkerung. 300 Mitglieder der jüdischen Gemeinde von Chania auf Kreta wurden am 29. Mai 1944 verhaftet. Das Schiff Danae, das sie auf das Festland bringen sollte, wurde am 8. Juni 1944 versenkt. Am 9. Juni 1944 wurden auf Korfu über 1.700 Juden verhaftet, im Juli 1944 über 1.600 auf Rhodos und der Nachbarinsel Kos. Sie alle wurden nach Athen verschifft, dort zunächst im KZ Chaidari festgesetzt und mit den aus Athen abgehenden Zügen nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Zwischen Anfang März 1943 und Mitte August 1944 wurden 60.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus Griechenland deportiert, von denen nur wenige überlebten.

Jakovos berichtet, dass eines Tages bei einer Nachschublieferei eine Granate der Deutschen direkt neben seinem Vater detoniert sei. „Glücklicherweise stand sein Pferd zwischen ihm und der Explosion“, erzählt Jakovos. „Das Pferd fiel tot um. Mein Vater blieb dahinter geschützt und am Leben. Aber er verlor dabei fast sein ganzes Gehör. Wegen dem Schalltrauma hörte er von da an nur noch etwa zwanzig Prozent. Und nur auf einem Ohr.“



*Roula und Jakovos im Eingang der Villa Zacharo. Ihr Hotel ist, als eines der wenigen in Patmos, ganzjährig geöffnet.*

## GORGONES

*Die Hunde heulten,  
dass den Mägden  
die Tränen kamen.*

Jakovos spielt auf seinem Computer in der Reception Schach, als ich um 20 Uhr von meinem Zimmer runter komme. Er sagt, ich sei um 20.30 im Gorgones eingeladen zum Abendessen, im traditionellen Fischrestaurant, grad an der Strasse, die rechts aus dem Hafen führt, in der Nähe des Ortes, wo Mike das Foto für sein letztes Bild aufgenommen hat. Ich spaziere nochmals dahin.

Um 20.30 kommt Jakovos, dann Roula und etwas später noch ein Freund, ein älterer Herr, gross gewachsen, braungebrannt. Jakovos stellt ihn als Nicos vor, er sei Lehrer gewesen und jetzt Journalist und Berichterstatter der Inselgeschehnisse für eine TV Station in Rhodos, wo es täglich ein kurzes Programm über Neuigkeiten von Patmos gäbe. Heute sei eine Frau verletzt worden am Arm und man habe sie mit dem Ambulanzboot ins Spital nach Kos gebracht. Mehr verstand ich nicht. Über Mike und

seinen Tod erfahre ich nicht viel mehr als ich schon weiss. Roula nickt besorgt als sie von der offenen, unheilbaren Wunde am Bein von Mike spricht. Er wollte nicht sterben, sagt Jakovos, und er dachte auch nicht daran. Er habe nicht damit gerechnet. Es sei einfach passiert. Im Sessel im Salon. Und er wiederholt nochmals, dass er in diesem Moment nebenan in der Reception war. Er hätte nur wahrgenommen, dass sein Kopf leicht zur Seite gekippt war. Da sei er schon tot gewesen. Wahrscheinlich Herzstillstand wegen der vielen Medikamente. Augen und Mund geschlossen. Sein letztes Bild hängt also im Salon genau da, wo es noch nach einem Vierteljahrhundert auf genau diesen Sessel blickt, wo Mike seinen letzten Atemzug nahm.

Jakovos habe schon mehrere Male gedacht, dass jemand das Bild fertig Malen werde. Aber jedes Mal hätte es am Schluss dann doch nicht geklappt. Leute, die zugesagt hätten, seien nicht mehr gekommen, andere hätten es abgelehnt das Bild zu übermalen und zogen sich zurück. Das kann ich verstehen, sage ich den Anwesenden. Auch für mich käme es nicht in Frage das Bild zu übermalen.

Zum Essen gibt es Dolmades, gefüllte Weinblätter, Lattichsalat mit Tomaten und Oliven, frittierte Calamares und Fleischklösse. Roula macht ein Gruppenfoto und verschickt es via Whatsapp. Sie erhält lustige Kommentare.

Ich lege dar, dass weder Mike noch wir Lebendigen hier bestimmt hätten, dass sein Bild unfertig bleibt. Eine andere Macht hat dies entschieden. Also müssen wir das annehmen. Ich kann als Künstler nicht das Bild eines anderen Künstlers fertig malen, so wenig ich das beendete Leben eines anderen Menschen weiter leben kann. Also kommt das Übermalen nicht in Frage.

Ich schlage vor aus dem Gemälde einen Tryptichon zu machen, und zwar so, dass wir das unvollendet gebliebene Bild hinter zwei aufklappbaren Bildflügeln schützen. Die Tafeln zeigen bei geschlossenem Tryptichon ein buntes Gemälde, das ich nach Wunsch von Jakovos und Roul-la gestalten werde, eine sonnige, fröhliche Szene des Hafens mit Menschen. Bei bestimmten Gelegenheiten könne man die bemalten Flügel wie ein Fenster öffnen und dann sähe man das eigentliche Gemälde, das letzte Bild von Mike. Auf der Innenseite werde ich die Seitenflügel links mit monochromem lebendigem Schwarz bemalen und den rechten Flügel in einem lebendigen Weiss. Die Frage, was ich in Bezug zu Schwarz und Weiss mit lebendig meine, wurde nicht gestellt.

Alle halten den Vorschlag des Tryptichons für eine gute Idee. Sie freuen sich und – so Gott, oder die Götter wollen – werde ich im November zurück kommen, um es zu malen. Zum Schluss sagt mir Jakovos, dass er im unvoll-



## FÄHRE NACH PIRÄUS

*Eine Urlaubsfahrt erholt die Menschen  
vor der einheimischen Fliegenplage.*

In der Ägäis ist die Fähre auf offenem Meer unterwegs, zwischen den Inseln Tinos und Syros. Um sechs Uhr Vierzig sehe ich im orangen Gegenlicht der aufgehenden Sonne eine Schule von Delphinen und einen Schwarm fliegender Fischen. Eine Möve begleitet das Schiff. Am Horizont ziehen Inselhügel vorbei. Dampf vibriert der Motor. Ich beobachte das vorbeiströmende Wasser, eine feine Wellenschicht, die gefeldert ist wie menschliche Haut. Darin laufen grössere, weiche Wellen Richtung Horizont. An gewissen Stellen ist die glitzerige Wellenhaut wie mit einem Bügeleisen geglättet. Manchmal kann man darin Fahrspuren anderer Schiffe erahnen, die zuvor hier führen. Aber vielleicht sind es nur Turbulenzen des Windes, die die Meeresoberfläche streicheln und unterschiedlich aufrauen, aufkratzen und auftätscheln.

Es muss Jakovos und Roula aufgefallen sein, dass das letzte Bild von Mike an diesem prominenten Platz irgend-

wie beunruhigt. Es stört mit seiner Klarheit von Finsternis und Todesahnung. Und es macht die Plastikblumen auf den Frühstückstischen zu Friedhofsblumen. Aber es kam nie in Frage das Bild deshalb abzuhängen, wegzunehmen, zu entfernen. So etwas wurde nie diskutiert, nicht einmal als Gedanke erwähnt. Indiskutabel. Es war immer nur die Rede vom fertig malen, es ins Bejahende zu drehen, zurück ins Leben. Aber wie? Ja, ich hätte auch gewünscht dass Mike es noch hätte beenden können. Jakovos und Roula haben schon oft den Versuch unternommen dieses Unfertige zu erlösen, indem sie jemanden zu finden hofften, der es fertig malt. Den Kern dieses Wunsches haben beide würdevoll als ihr Geheimnis bewahrt. Aber ihr Traum scheint wie noch nicht richtig gedeutet.

Ich glaube nicht, dass man die Hotelgäste vor dem Bild schützen muss, indem man die traurige Geschichte hübsch übermalt, sondern ich empfinde, dass man das unverschuldete Scheitern pietätvoll schützend verbergen, verhüllen könnte, ohne es selber anzutasten. Das hat – wenn man es jüdisch-biblisch spirituell ausdrücken will - mit dem dritten Gebot zu tun: Du sollst Deine Eltern ehren. Nicht Artemisstatuen und Thoreichen zerstören, fällen und Plakate der Anderen überkleben und übermalen, sondern ihnen in unserer eigenen Geschichte einen würdevollen und respektvollen Platz einräumen, auch wenn sie ein Ärgernis für die

Gegenwart und in ihr etwas Befremdliches darstellen.

Warum haben orthodoxe Menschen ein schlechtes Gewissen, wenn sie von Dimitria reden, der Göttin Demeter, deren Tempel in Pataja stand auf der Akropolis, nahe bei einem grossen Feld, wo früher Getreide angebaut wurde? Heute wird da am 15. August das Fest der Himmelfahrt Marias gefeiert. Weshalb kann neben der Kirche nicht eine Statue von Demeter stehen?

Es getraut sich niemand zu sagen, dass man auch das Heidentum der Monotheisten in Frage stellen darf, respektvoll, aber frei, und dass man, statt für mehr Einheitsbrei, für mehr Vielfalt des Spirituellen eintritt, für Sterne, Planeten, Buntheit, viele Göttinnen und Götter. Ich sehe den Vorteil der spirituellen Monokultur und Rechthaberei nicht. Es braucht, wie bei allen Monokulturen, doch stets toxische Hilfsmittel um sie am Leben zu erhalten. Je globaler sie werden, desto mehr sind sie von Gift abhängig. Ich würde mich zu Tode langweilen, wenn die Welt überall gleich wäre, und man überall gleich feiern, denken, fühlen, beten und zweifeln würde.

Wenn ich Gott wäre, würde ich mit Sicherheit aus Langeweile ebenfalls den Menschen erschaffen, der etwas Unruhe, Aufregung und Leben in die paradiesische Bude bringt. Ich aber würde den Menschen sagen: Kommt nicht zu mir. Kommt zu Euch selber.



## HEIMKEHR

*Die Maulwürfe nagen den Würmern  
das Fell über den Pelz.*

Unterwegs zu sein ist ein Taumel. Das Haben ist aufgehoben. Wer reist kann sich nicht an einem vorbeifliegenden Baum, Haus, oder Bussignal festhalten. Du musst sie ziehen lassen. Du gehst zum Gate. Du lässt den Flughafen Venizelos los, lässt die Schiffe los, du lässt den Menschen und Dingen ihren Lauf, hältst dich nicht fest, nur vielleicht an der Bordkarte, einem verwehten Zettelchen mit ein paar Buchstaben. Aber sonst ziehst du dich ganz auf dich zurück. In dein Unterwegssein.

Wie glücklich bin ich, dass ich ankommen darf. Im Wald von Landquart, in meinem Wohnwagen. Vertraute Geräusche. Alles dicht zugewachsen. Die Natur ist zum Glück weitergegangen, wie ich. Sie ist weitergetaumelt im Unterwegs sein mit der Zeit, wie ich. Sie hat nicht gewartet darauf, dass ich wieder komme. Sie hat sich an nichts festgehalten. Auch nicht an mir. Sie ist gereist. Und



jetzt sind die Lindenblätter da, alles ist ausgebreitet zum Sonnenlicht, die Maieriesli schon fast verblüht, der Schatten im Blätterwald angenehm. Auf Haselblättern glitzern Tröpfchen des Zuckersaftes, den Blattläuse oben, im Geäst der Mehlbeere, aus den aufsteigenden Säften saugen und herabregnen lassen. Die Süsse ist den Blattläusen zu viel. Aus ihrem Überfluss machen Bienen Waldhonig und füllen Hummeln ihre Töpfe.

Ein Amselweibchen schaut vorbei, scharrt im Laub unter dem Tannenbäumchen mit den hellgrünen Knospen.

Amsel:           Und? Danielos, Wie wars auf der heiligen Insel Patmos?

Danielos:       Du hast nichts verpasst, Frau Amsel.

Amsel:           Du musst kein schlechtes Gewissen haben weil du alleine dahin gereist bist.

Danielos:       Es war nichts los, Amsel, ehrlich! Es war echt anstrengend; eine ermüdende Einöde von Ereignislosigkeit, in welcher eine Ruhe die nächste jagte. Ha Ha Ha Ha...

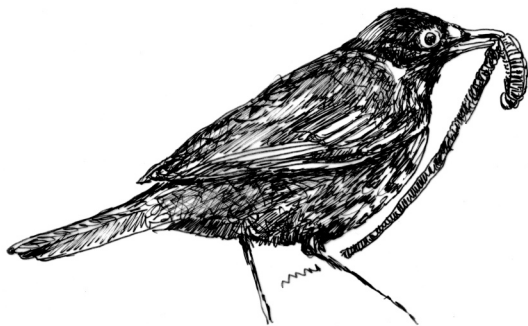
Amsel:           Ha, Ha Ha . Wir haben dich auch nicht vermisst.

Blattlaus: Und das Bild?

Danielos: Was ist mit dem Bild?

Springspinne: Na, das letzte Bild, von dem Du hier 300 Seiten lang geschrieben hast.

Danielos: Es ist eigentlich schon fertig. Ich muss es nur noch malen.



*Wer jetzt lacht, hat gesündigt.*

## GEORG PAULMICHL

Georg Paulmichl, von dem alle Zitate in diesem Buch stammen, wurde 1969 mit dem Down-Syndrom geboren. Er lebte bis zu seinem Tod im Jahre 2020 in einer abgelegenen Werkstätte für geistig Behinderte in Prad, in der österreichischen Bergwelt des Vinschgaus. Wie Johannes von Patmos, so hatte auch Georg von Prad einen Prochoros, einen Assistenten, der seine Eingebungen aufschrieb. Dietmar Raffener, der Betreuer von Paulmichl, hörte Georg in langen Sitzungen zu, wie er über Erlebnisse berichtete, über Themen von Schulanfang, Dorfpolizist, Essen, Reisen bis Unfall, Tod, Beerdigung und über alles, was ihm Nahe ging. Auf einer klapprigen Schreibmaschine wurden Paulmichls Texte zu Papier gebracht. Die einfachen und klaren Sätze, brillieren mit Unkonventionalität. Sie sind angerichtet mit überrumpelnder Direktheit, die anständig in sprachlichen Edelmut gekleidet daher schreitet. Es ist, als ob jemand Pfeile so gekonnt und frei neben das scheue Ziel schießt, dass er auf zauberhafte und unverkrampfte Weise trotzdem ins Schwarze trifft. Den Verdacht der Unfreiwilligkeit des Humors erlöst ein Lachen aus der Tiefe.

*Verkürzte Landschaft, Haymon Verlag, 1990, ISBN: 3-85218-070-8*

*Ins Leben gestemmt, Haymon Verlag, 1994, ISBN: 3-85218-174-7*





## KAPITEL

Meisen	8
Plakate	14
Rita	20
Wo ist Patmos?	26
Ankunft	40
Villa Zacharo	44
Unfertig	56
1. Mai, morgens	62
Lambi	74
Pan	78
Theater	88
Kalikatsou	92
Die Ziegen - Teil 1	100
Unter Tamarisken	106
Die Ziegen - Teil 2	112
Von Wollig-Fädigem	116
Die Ziegen - Teil 3	124
Höhlen	130
Die Ziegen - Teil 4	150
Besuch bei Nikos	156
Die Ziegen -Teil 5	160
8. Mai	168
Nachbesprechung	176
Kastelli	180
Der Prophet	186

Skala	196
Insel der Artemis	200
Troja und Patmos	206
Artemis und Maria	216
Blickpunkt	226
Zehnter Mai	230
Ulcinj, Montenegro	236
Der schwarze Hund	238
Starigrad	242
Der Hund von Artemis	256
Thomas Kapelle	260
Apokalypse	264
Hans in Ephesos	288
Die Ziegen - Teil 6	302
536	304
Karfreitag	316
Buchung	322
Gorgones	326
Fähre nach Piräus	330
Heimkehr	334
Georg Paulmichl	339
Kapitel	340

Weitere Bücher von Daniel Ambühl im Sky-  
food Verlag:

Blaue Früchte

Warme Füsse

Covidokratie, Liebe und ziviler Widerstand

The Great Regret - Das Grosse Bedauern

Schiffswürmer

Venedig versenken

Alle Illustrationen sind Handzeichnungen des  
Autors. Urheberrecht bei Pro Litteris, 2023

[www.skyfood.ch](http://www.skyfood.ch)